

Zwei Formen der logischen Analyse und ihre philosophischen Implikationen

Von Rainer Carls, S. J.

Obwohl die Anfänge der modernen Logik schon mehr als 100 Jahre zurückliegen, wird sie auch heute noch von vielen Philosophen und Geisteswissenschaftlern abgelehnt oder mit Argwohn betrachtet. Ein wichtiger Grund für diese Einstellung dürfte die Befürchtung sein, daß gewisse philosophische Theorien, welche mit der aristotelischen Logik und Sprachanalyse zusammenhängen, durch Ergebnisse der neuen Logik in Frage gestellt werden. Deshalb verschließt man sich ihren Erkenntnissen, und diese Haltung ist um so folgenschwerer, als dadurch eine tiefere Erfassung der Wirklichkeit verhindert werden kann.

Dieser Aufsatz will versuchen, die ältere und die neuere Form der Logik unter dem Gesichtspunkt der ihnen zugrunde liegenden logischen Analyse darzustellen und miteinander zu vergleichen. Dieses Thema kann freilich im Rahmen eines Artikels nicht erschöpfend durchgeführt werden. Wichtig ist jedoch, daß die eigentliche Akzentverlagerung deutlich wird und daß diese Arbeit ein Anstoß zu weiteren Studien ist, von denen es bis heute leider viel zu wenige gibt.

Bevor wir auf die Darstellung und den Vergleich der beiden Formen der logischen Analyse näher eingehen und die philosophischen Folgerungen aus ihnen andeuten, müssen wir noch einige wichtige Begriffe erläutern.

Mit „*logisch*“ meint man einerseits das natürliche und unreflektierte Schließen, mit dem wir von Annahmen oder Erkenntnissen zu Folgerungen fortschreiten. Mit „*logisch*“ bezeichnet man aber auch alles, was mit der Wissenschaft zusammenhängt, die dieses natürliche Schließen zu systematisieren sucht. In diesem zweiten Sinn soll das Wort hier verwendet werden. Die Tätigkeit eines wissenschaftlich arbeitenden Logikers kann man daher beschreiben als methodische Reflexion auf die Inhalte des Denkens, insofern diese rein formale Eigenschaften besitzen oder in rein formalen Beziehungen zueinander stehen. Was unter „*rein formal*“ zu verstehen ist, soll nicht näher dargelegt werden. Ganz allgemein ist zu sagen, daß rein formale Eigenschaften oder Beziehungen von den jeweiligen speziellen Denkinhalten unabhängig sind und daß sie in vielen verschiedenen Denkinhalten in gleicher Weise verwirklicht sein können. Werden die Ergebnisse dieser methodischen Reflexion eines Logikers zusammengefaßt und geordnet, so erhält man ein *wissenschaftliches System der Logik*.

Die *methodische Reflexion* innerhalb einer Wissenschaft geht stets von einer Analyse des Gegebenen aus. Die Elemente, Strukturen und Gesetzmäßigkeiten, welche sich bei dieser Analyse ergeben, sind die Grundlage für den Aufbau eines

wissenschaftlichen Systems. Diese Analyse hängt aber offensichtlich vom jeweiligen weltanschaulichen Standpunkt und der Fähigkeit des Analysierenden ab, und das nachher konstruierte wissenschaftliche System beruht seinerseits auf der Schärfe und Gründlichkeit der ersten Analyse. Infolgedessen kann ein etwas einseitig gesetzter Aspekt oder eine übersehene Unterscheidung am Ende zu Unvollkommenheiten im System, ja in Grenzfällen sogar zu Fehlern führen.

Dies gilt ebenso beim Aufbau eines logischen Systems. Das vorgegebene Material, welches ein Logiker analysiert, sind die Inhalte des Denkens, die Begriffe und Aussagen, deren formale Beschaffenheiten und Beziehungen es festzustellen gilt. Diese Analyse der Denkinhalte nennt man „*formale Begriffsanalyse*“. Da nun die formalen Strukturen unserer Denkinhalte in gewisser Weise durch Strukturen der Sprache abgebildet werden, kann man ebenfalls die Wörter und Sätze der Sprache als Grundlage für die Analyse verwenden. Man spricht dann von einer „*Sprachanalyse*“. Freilich muß die Sprachanalyse immer auf die Begriffsanalyse bezogen bleiben, da zwischen den Denkstrukturen und den Sprachstrukturen manchmal bedeutende Unterschiede bestehen. Der ganze Komplex von Begriffs- und Sprachanalyse kann „*logische Analyse*“ genannt werden.

Wie jede andere Wissenschaft setzt auch die logische Analyse und der Aufbau eines logischen Systems immer schon Logik voraus, und zwar letztlich das natürliche, unreflektierte Schließen. Dieses wird jedoch oftmals durch inhaltliche Besonderheiten des zu untersuchenden Gegenstandes gefärbt oder gar verfälscht. Um diese Fehlerquelle auszuschalten, haben schon Sokrates und Platon über das eigene logische Schließen reflektiert, und Aristoteles hat seine Untersuchungen systematisch in der Syllogistik, der Modalitätenlogik und anderen Teildisziplinen zusammengefaßt. Diese logischen Theorien wurden gleichsam zwischen das unreflektierte Schließen und die anderen Wissenschaften geschoben, um als untrügliches Organon für den Aufbau dieser Wissenschaften zu dienen. Dabei war beabsichtigt, daß möglichst alle logischen Gesetze unseres natürlichen Schließens systematisch zusammengefaßt wurden, und lange war man der Meinung, daß dies Aristoteles vollständig gelungen sei. So schreibt Kant im Jahre 1787:

„Daß die Logik diesen sicheren Gang schon von den ältesten Zeiten her gegangen sei, läßt sich daraus ersehen, daß sie seit dem *Aristoteles* keinen Schritt rückwärts hat tun dürfen . . . Merkwürdig ist noch an ihr, daß sie auch bis jetzt keinen Schritt vorwärts hat tun können und daß sie also allem Ansehen nach geschlossen und vollendet zu sein scheint.“¹

Nun hängt aber der Aufbau eines allumfassenden logischen Systems von der Genauigkeit der ersten Analyse ab, und wir haben keine Gewähr, daß Aristoteles seine Analyse wirklich bis in die letzten Feinheiten durchgeführt hat. Daher kann man auch die Vollständigkeit und die uneingeschränkte Anwendbarkeit seiner logischen Systeme in Frage stellen. Ein Kriterium für ein vollständiges logisches System wäre die Tatsache, daß es das immer schon vorgegebene unreflektierte Schließen einholt und ihm soweit als möglich entspricht. Wir werden später sehen, daß die aristotelische Logik diese Forderung kaum erfüllt.

Da man bei der Systematisierung wissenschaftlicher Theorien immer schon Logik braucht, wird die Genauigkeit und Vollständigkeit einer Wissenschaft teilweise von der Vollständigkeit des zugrunde liegenden logischen Systems abhängen. In der Vergangenheit sind bei vielen wissenschaftlichen Disziplinen die Mängel der zugrunde gelegten aristotelischen Logik durch das natürliche Schließen ergänzt worden. Selbst Aristoteles stützt sich beim Aufbau seines Wissenschaftssystems oftmals auf unreflektierte logische Schlüsse, die über sein logisches System weit hinausgehen. Dennoch hat sich die unbestrittene Vorrang-

¹ *I. Kant, Kritik der reinen Vernunft; Vorrede zur 2. Aufl. (1787), B VIII.*

stellung der Syllogistik in der Vergangenheit auf den Aufbau verschiedener Wissenschaften einseitig ausgewirkt. Das gilt besonders für die Philosophie. Diese benutzte ja die Syllogistik nicht nur als formales Werkzeug, sondern sie mußte ja als *scientia universalis* die logischen Systeme der Vergangenheit auch inhaltlich untersuchen, da diese in einer engen Beziehung zu ontologischen und erkenntnistheoretischen Problemen stehen. Man denke nur an die Kategorienlehre, an die Begriffshierarchie der *arbor porphyriana*, an das Universalienproblem usw. Umgekehrt haben aber auch gewisse weltanschauliche Ansichten auf die logische Analyse zurückgewirkt und manche Einseitigkeiten zur Folge gehabt. Dieser *circulus vitiosus* wurde erst durch die moderne Logik aufgebrochen.

Die Weiterführung der Logik wird besonders in der Analyse der elementaren, unzusammengesetzten Aussagen sichtbar. Hier steht der *dreiteiligen Analyse* bei den Aristotelesnachfolgern die Form der *zweiteiligen Analyse* in der modernen Logik gegenüber². Wir wollen uns auf diesen Punkt beschränken.

Es soll bei unserer Darlegung zwischen den *Sprachelementen*, den Sätzen und Wörtern, und den *Denkinhalten*, den Aussagen (lat.: *enuntiabile*) und Begriffen, unterschieden werden. Von einer *Aussage* wird hier nicht im Sinne des Aktes, sondern des Inhaltes gesprochen. Dabei wollen wir von der möglichen Urteilsdimension der Aussagen absehen. Als *elementar* sind alle die Aussagen zu betrachten, die keine einfachere Aussage als Teilelement enthalten. Alle zusammengesetzten, negierten oder unregelmäßig gebauten Aussagen wollen wir hier nicht berücksichtigen. Die elementaren Aussagen sind entweder *singulär*, *partikulär* oder *universal* (allgemein) und die genaue Unterscheidung dieser drei Klassen ist von größter Wichtigkeit. Denn während die von Aristoteles inspirierte logische Analyse die universalen Aussagen als das Primäre auffaßte und die singulären auf diese zurückzuführen versuchte, ist die moderne Analyse gerade von den singulären Aussagen ausgegangen und hat aus der strengen Unterscheidung von singulär und universal ihre Hauptanregung empfangen.

Aristoteles und die dreiteilige Analyse

In den Werken des Aristoteles finden sich viele oft gegensätzliche Aussagen über das Gebiet der logischen Analyse, die nur schwer miteinander in Einklang gebracht werden können. Dazu kommt noch die Echtheits- und Datierungsfrage seiner Schriften. Ohne Vollständigkeit anzustreben, wollen wir nur einige Gedanken der aristotelischen Analyse angeben und zugleich auf die beiden Quellen hinweisen, aus denen sie verstanden werden können, nämlich auf die philosophischen Theorien des Sokrates und Platon einerseits und auf das spezielle Interesse des Aristoteles an der Sprache andererseits.

Sokrates ging es in seiner Philosophie darum, das Was bestimmter Tugenden zu finden (vgl. Aristoteles, *Met. M 4, 1078 b 17—30*). Im Vordergrund seines Interesses standen also die Beziehungen zwischen Allgemeinem und Allgemeinem, nämlich zwischen Definiens und Definitum. Platon folgte weitgehend seinem Lehrer, wenn er sich in seinen Hauptwerken auch mehr mit der Frage nach dem ontischen Fundament des Allgemeinen befaßte. Erst in seinen Spätwerken wandte er sich

² Die Ausdrücke „zweiteilige“ bzw. „dreiteilige“ Analyse sind meines Wissens in der logischen Literatur noch nicht verwendet worden.

wieder eigentlich logischen Problemen zu, z. B. der Prädikation vieler Dinge von einem (Sophistes 251 A—C) und der Dihairesis (Sophistes 264 C — 268 D; Politikos). Auch Platon untersuchte fast ausschließlich die Beziehungen zwischen allgemeinen Begriffen, und auch er behandelte das Verhältnis des konkreten Einzeldings zum Allgemeinen mehr am Rande.

Aristoteles ist in vielem von Sokrates und Platon abhängig, wenn auch die eigentliche Sprachanalyse bei ihm einen größeren Raum einnimmt. So unterscheidet er in den „Kategorien“ zwischen *dem in Verbindung Gesagten*, wie „(ein) Mensch läuft“³, und *dem ohne Verbindung Gesagten*, wie „Mensch“, „siegt“ (Kat. 2, 1a 16—19). Jedes ohne Verbindung Gesagte bezeichnet eine οὐσία oder ein Wieviel (Quantität) oder ein Wie-Beschaffen (Qualität) oder eine andere der sog. Kategorien (Kat. 4, 1b 25—27). Mit dem Ausdruck „das ohne Verbindung Gesagte“ sind offenbar nicht nur einzelne Wörter gemeint, sondern auch Wortverbindungen, wie es das Beispiel „im Lyzeum“ für die Kategorie des Wo zeigt. Aristoteles scheint solche Hilfsörter wie die Präpositionen nicht als selbständige Größen betrachtet zu haben. Bedeutsam ist für uns, daß er als Beispiele für die οὐσία nur allgemeine Nomina wie „Mensch“ und „Pferd“ angibt und daß sich in dieser Schrift nirgends ein singuläres Substantiv wie „Sokrates“ findet. Selbst da, wo Aristoteles ein echtes Individuum anzielt, benennt er es mit Hilfe des allgemeinen Ausdrucks „ὁ τις ἀνθρώπος“ (z. B. Kat. 5, 2a 13). Es ist leicht, zu sehen, daß dieser Ausdruck keineswegs ein einzelnes Ding in seiner unvertauschbaren Individualität bezeichnet, denn „irgendein bestimmter Mensch“ und „Mensch“ sind offensichtlich Ausdrücke, die den gleichen Umfang haben. Jedes einzelne ohne Verbindung Gesagte soll schon für sich allein seinen vollen Sinn tragen. Durch die Verbindung kommt nur noch Bejahung oder Verneinung zustande (Kat. 4, 2a 4—10). Auch Aristoteles beschäftigt sich also vornehmlich mit allgemeinen Ausdrücken. Diese sind selbständige Zeichen und haben isoliert vom Satz schon ihren vollen Sinn. Ihre Verbindung bringt außer Wahrheit und Falschheit sinngemäß nichts Neues hinzu.

Jedoch findet sich in den „Kategorien“ auch ein etwas anderer Gedanke. Aristoteles spricht davon, daß Seiendes von einem Subjekt ausgesagt wird, wie man z. B. „(ein) Mensch“ von irgendeinem bestimmten Menschen als Subjekt aussagt (Kat. 2, 1a 20—22). Zugleich behauptet er auch, daß das Unteilbare und das der Zahl nach Eine von nichts als Subjekt ausgesagt wird (Kat. 2, 1b 6 f.) Es ist freilich nicht klar, ob nach Aristoteles das Aussagen des Singulären überhaupt

³ Die Klammern geben hier und später die beiden möglichen Übersetzungen wegen des fehlenden unbestimmten Artikels in der griechischen Sprache an.

nicht möglich oder ob es nur falsch ist. Auf jeden Fall wird eine gewisse Ordnungsfolge der Ausdrücke zugegeben. Dies wird noch klarer durch die Unterscheidung zwischen den ersten und zweiten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$. Was von keinem Subjekt ausgesagt wird und keinem inhäriert, ist $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$ im eigentlichen Sinn (Kat. 5, 2a 11—14). Alles andere wird von diesen ersten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ ausgesagt oder ist in ihnen als Subjekt (Kat. 5, 2a 34 f.). Die ersten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ nehmen also eine Vorrangstellung ein. Außer ihnen gibt es noch zweite $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$, nämlich die Arten und Gattungen, wie Mensch und Sinnenwesen. Mit „ $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$ “ will Aristoteles das eigentlich Seiende bezeichnen. Aber dieses Wort hat bei ihm bald die Bedeutung „Wesen“ und bald die Bedeutung „Substanz“⁴. Hier wirkt wahrscheinlich die platonische Ideenlehre nach, die in den Wesenheiten die eigentlichen Seienden sah, während Aristoteles dem konkreten Einzelnen die eigentliche Existenz zuschrieb. Aristoteles selbst scheint mit dem Ausdruck „zweite $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$ “ nicht ganz zufrieden gewesen zu sein, denn bald nachdem er ihn eingeführt hatte, stellte er die zweiten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ doch näher zu den Qualitäten als zu den ersten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$, den individuellen Dingen.

„Jede $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$ scheint ein Dieses zu bezeichnen. Bei den ersten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ ist es zweifellos wahr, daß sie ein Dieses bezeichnen, denn das, worauf man hier hinweist, ist unteilbar und der Zahl nach Eines. Bei den zweiten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ wird zwar durch die Weise der Benennung der Schein erweckt, als bezeichneten sie ein Dieses, wenn man ‚Mensch‘ oder ‚Lebewesen‘ sagt. Das ist aber nicht wahr, vielmehr wird eher ein Wie-Beschaffenes bezeichnet. Denn das Subjekt ist hier nicht eines wie die erste $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$, sondern der Mensch und das Lebewesen werden von vielen gesagt.“⁵

Freilich unterscheidet Aristoteles die zweiten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ auch noch von den gewöhnlichen Qualitäten, wie dem Weißen, aber das ändert nichts an ihrem eigentlich qualitativen Charakter (Kat. 5, 3b 18—23).

So wichtig diese Unterscheidung zwischen den ersten und zweiten $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha\iota$ ist — sie spielt übrigens eine große Rolle in der modernen Analyse —, für Aristoteles hat sie letztlich keine große Bedeutung gehabt. Dazu trug wohl der platonische Hintergrund seiner Philosophie wie auch der vieldeutige Ausdruck „ $\text{o}\delta\sigma\tau\alpha$ “ bei. Eine Einebnung des Unterschiedes geschah schon dadurch, daß Aristoteles *das Aussagen* eines Allgemeinen von einem Allgemeinen in gleicher Weise behandelt wie das Aussagen eines Allgemeinen von einem Individuellen, obwohl doch eine Analogie vorliegt (vgl. Kat. 3, 1b 10—15). Denn wenn man auch im echten Sinne von Sokrates aussagen kann, daß er ein Mensch ist, so gilt es doch nur im übertragenen Sinne von *dem* Menschen, daß er ein Lebewesen ist. Man meint mit dem Subjekt „der Mensch“ eben keine einheitliche existierende Größe, und man möchte auch nicht

⁴ Vgl. *Suzanne Mansion*, La première doctrine de la substance: la substance selon Aristote, in: *RevPhLouv* 44 (1946) 349—369.

⁵ Vgl. Kat. 5, 3b 10—18; vgl. auch *Met.* 5, 10a 23 ff.; *Soph. el.* 22, 178b 37 f.

von dieser aussagen, daß sie ein Lebewesen ist, vielmehr will man zum Ausdruck bringen, daß von jedem konkreten Einzelnen, der ein Mensch ist, auch das Lebewesen ausgesagt werden muß. Dabei hat der Ausdruck „aussagen von“ einen anderen Sinn als in dem Falle, wo man etwas von einem Individuum aussagt. Nur wenn man sich *den* Menschen als wirklich existierend dächte (platonisch?), könnte man vielleicht im univoken Sinn davon sprechen, daß von diesem etwas ausgesagt wird.

Auch in dem Werk „Peri hermeneias“ sind die beiden Quellen der aristotelischen Analyse, der platonische Einfluß und die eigenständige Beschäftigung mit der Sprache, zu merken. Die Analyse der Sprache hat hier jedoch eine noch größere Bedeutung als in den „Kategorien“. Es wird deutlich zwischen einer Gedankenebene und einer Sprachebene unterschieden:

„Wie aber in der Seele die Gedanken bald ohne Wahrheit und Falschheit sind, bald so, daß ihnen notwendig eines von beiden zukommt, so geschieht es auch in der Sprache. Mit der Verbindung und der Trennung ist das Falsche und das Wahre verknüpft.“⁶

Wieder finden wir hier die Auffassung, daß die Ausdruckselemente der Sprache schon für sich allein den vollen Sinn tragen, der den Vorstellungen entspricht, und daß ihre Verbindung Wahrheit und Falschheit mit sich bringt. Von der Trennung, die offenbar die Negation meint, können wir ganz absehen.

Sobald Aristoteles auf die einzelnen Sprachelemente, die *Nomina* und *ρήματα* zu sprechen kommt (P. h. 1, 16a 13—16), erfahren wir genauer, wie er sich die Verbindung dieser Elemente denkt. Für uns ist wichtig, daß ein Nomen schon für sich allein „ein bezeichnender Laut“ sein soll (P. h. 2, 16a 19), während ein *ῥήμα* „immer ein Zeichen von etwas ist, was von einem anderen gesagt wird“ (P. h. 3, 16b 6—11), was nämlich an oder in einem Subjekt ist. Außerdem wird behauptet, daß alle einfachen Aussagen etwas einem Etwas zu- oder absprechen (P. h. 5, 17a 20 f.), daß das, wovon etwas ausgesagt wird, ein Nomen ist (P. h. 10, 19b 5 f.) und daß in jeder aussagenden Rede ein *ῥήμα* vorkommt (P. h. 5, 17a 9—11). Daher muß jede Bejahung aus Nomen und *ῥήμα* bestehen (P. h. 10, 19b 10—12). Nach Aristoteles scheint es sich also bei einer Aussage nicht um die bloße Verknüpfung zweier gleichartiger Elemente zu handeln. Vielmehr sind die *Nomina* selbständige Zeichen für etwas Bestimmtes, während die *ρήματα* neben ihrer Zeichenfunktion auch noch eine Beziehung auf ein Etwas (auf ein Subjekt) zum Ausdruck bringen. *ῥήμα* darf man nicht einfach die Bedeutung „Verb“ geben, denn Aristoteles sagt, daß Nomen und *ῥήμα* unbeschadet ihres Sinnes umgestellt werden

⁶ Peri herm. 1, 16a 9—13.

dürfen, und er führt als Beispiel die beiden Sätze „ἔστι λευκός ἄνθρωπος“ und „ἔστι ἄνθρωπος λευκός“ an (P. h. 10, 20b 1 f.). Dieses Beispiel ist jedoch nur dann sinnvoll, wenn man „ἄνθρωπος“ und „λευκός“ als Nomen resp. als ῥήμα auffaßt. Es ist also möglich, daß Aristoteles auch einen solchen zusammengesetzten Ausdruck wie „ist weiß“ als ῥήμα bezeichnet hat. Wir sehen daraus, daß die Sprachanalyse Aristoteles dazu führte, eine tiefgreifende Asymmetrie zwischen den beiden Bestandteilen der Aussagesätze, den Nomina und ῥήματα, zu konstatieren. Auch dies ist ein zentraler Gedanke der modernen Analyse.

Jedoch wird diese Asymmetrie an anderer Stelle wieder eingeebnet. Die ῥήματα sollen nämlich, für sich allein ausgesagt, Nomina sein und wie diese etwas bezeichnen (P. h. 3, 16b 19 f.). Als Infinitive und Partizipien haben sie ja den gleichen Charakter wie die Nomina, und sie können dann natürlich auch an der Stelle des Subjekts stehen. Aber gerade durch diese Verselbständigung verlieren sie ihre Besonderheit, ihr wesentliches Bezogensein auf ein Subjekt, und sind isolierte Symbole wie die Nomina. Aristoteles stellt sich nicht die Frage, ob dieser Schritt der Verselbständigung der ῥήματα einfachhin erlaubt ist, und nichts hindert ihn jetzt, eine Aussage als eine bloße Verbindung zwischen einem für sich selbst sinnvollen Nomen und einem ebenso für sich sinnvollen ῥήμα-Nomen aufzufassen.

Eine zweite Einebnung der Asymmetrie liegt in der Gleichsetzung der allgemeinen Nomina, wie „Mensch“, und der singulären Nomina, wie „Kallias“, in bezug auf das Aussagen. Auch in dieser Schrift wird der analoge Gebrauch des Ausdrucks „aussagen von“ nicht recht beachtet, und Aristoteles spricht im gleichen Sinn davon, daß etwas von einem Allgemeinen wie auch daß etwas von einem Einzelnen ausgesagt wird (vgl. P. h. 7, 17b 1–3). Ja es wird sogar behauptet, daß manche Dinge allgemein und manche individuell sind, und das Einzelding wird dadurch vom allgemeinen Ding abgehoben, daß es nicht von mehreren ausgesagt wird (P. h. 7, 17a 38–b1). Dieser Definition scheint die Meinung zugrunde zu liegen, daß auch das Einzelne aussagbar ist und auf der Seite des Prädikats stehen kann. Aristoteles hat dabei vielleicht an Sätze wie „dieser Mensch ist Kallias“ gedacht. Damit ist aber die Gleichsetzung von Allgemeinem und Einzelem in bezug auf das Aussagen noch weiter durchgeführt als in den „Kategorien“, und eine eigentliche Aussageordnung wird nicht mehr erwähnt. Freilich hat Aristoteles bemerkt, daß die Negation einer vollständigen Gleichsetzung im Wege steht. Negiere ich nämlich einen singulären Satz wie „Sokrates ist weiß“, so wird das Prädikat negiert: „Sokrates ist nicht weiß.“ Negiere ich dagegen allgemeine oder partikuläre Sätze, so werden gerade die verallgemeinernden oder partikularisierenden Partikel, z. B. „jeder, irgendein, kein“, von der Negation betroffen (P. h. 7, 17b 38–18a7). Jedoch hat er daraus keine Folgerungen für eine deutliche Unterscheidung der allgemeinen und singulären Sätze gezogen.

Das Schwanken zwischen der asymmetrischen und der mehr symmetrischen Auffassung der Elemente einer Aussage hat auch Folgen für die Interpretation des „ist“ gehabt. Bald scheint ihm Aristoteles den vollen Charakter eines ῥήμα zuschreiben zu wollen und bald sieht er es nur als ein Hilfswort an, welches eine Verbindung herstellt. Es ist daher kaum möglich, eine eindeutige Lehre über das „ist“ aus dieser Schrift zu entnehmen, und wir wollen hier nicht näher darauf eingehen.

Wir haben gesehen, daß in den beiden angeführten Werken des Aristoteles ein gewisses Schwanken zwischen zwei Arten der Analyse

zu merken ist. Dies wird anders, sobald sich Aristoteles an den Aufbau seiner Syllogistik macht. Zwar nimmt er weder zu der einen noch zu der anderen Art ausdrücklich Stellung, aber alle seine Beispielsätze in den beiden „Analytiken“ bestehen aus zwei Nomina, die durch eine Kopula, meist durch *ὁπάρχει*, verbunden sind. Auch wenn Aristoteles eine gewisse Analogie der Kopula anzuerkennen scheint (Anal. pr. A 34), spielt diese Auffassung im Aufbau der Syllogistik weder bei Aristoteles noch bei seinen Nachfolgern eine große Rolle.

Fast die gesamte nacharistotelische Logik hat eine beliebige Aussage als ein dreiteiliges Gebilde angesehen, in dem zwei Begriffe durch eine Kopula, die nicht ausdrücklich genannt zu werden braucht, verbunden sind. Jeder Satz soll sich auf dieses dreiteilige Schema „A ist B“ zurückführen lassen. Um das zu erreichen, wird z. B. der Satz „Sokrates schreibt“ in die Form „Sokrates ist ein Schreibender“ übersetzt. Zwischen Subjekt und Prädikat soll eine gewisse Gleichartigkeit bestehen, so daß ihre Vertauschung erlaubt ist, ohne daß dadurch die Aussage sinnlos würde. Höchstens der Wahrheitswert verändert sich dadurch. Etwaige Schwierigkeiten, die die singulären Sätze machen, umging man dadurch, daß man die singulären Subjektsnomina als Ausdrücke für singuläre Begriffe ansah. Die Kopula gilt als Bindeglied zwischen den beiden Begriffen, jedoch wird sie in verschiedener Weise interpretiert. Für die einen soll sie eine gewisse Identität zum Ausdruck bringen, nach anderen soll sie die Faktizität des Verhältnisses der beiden Begriffe betonen, und von noch anderen wird sie als Ausdruck für das Sein angesehen.

Die Syllogistik folgt dieser dreiteiligen Analyse. Jeder kategorische Syllogismus soll nichts anderes sein als eine zerlegte Aussage, bei der die beiden Eckbegriffe des Subjekts und Prädikats durch einen dazwischengeschobenen Mittelbegriff so getrennt werden, daß wiederum zwei selbständige dreiteilige Aussagen entstehen. Man kann sogar zeigen, daß diese Syllogistik vollständig ist, d. h., daß sie alle Schlußfolgerungen umfaßt, die im Rahmen der dreiteiligen Analyse gemacht werden können. Auch die Lehre von der Definition durch Genus und spezifische Differenz und die *Arbor porphyriana* mit ihrer Begriffshierarchie vom Individuum bis zum höchsten Genus stützen sich ganz auf diese dreiteilige Analyse.

Obwohl diese Art der Analyse eine gewisse Berechtigung hat, bringt sie doch viele Probleme in bezug auf die singulären Sätze und auf die Negation mit sich. Auf eine Schwierigkeit, die ihr aus der deutschen Sprache erwächst, möchte ich kurz hinweisen. Während die lateinischen Sätze „Socrates est homo“, „Socrates est magister Platonis“, „homo est animal“, „homo est albus“ wegen der fehlenden Artikel die gleiche dreiteilige und symmetrische Struktur besitzen, unterscheiden sich die

entsprechenden deutschen Sätze „Sokrates ist *ein* Mensch“, „Sokrates ist *der* Lehrer Platons“, „*der* Mensch ist *ein* Sinnenwesen“, „*ein* Mensch ist weiß“ sehr durch die beigefügten Hilfwörter, deren Rolle im Satz man nicht einfach übersehen darf. Daher ist eine einfache Dreiteilung eines Satzes im Deutschen nicht gegeben.

Die zweiteilige Analyse in der modernen Logik

Der stärkste Einwand gegen die dreiteilige Analyse kam jedoch von der Mathematik her, die am Anfang des 19. Jahrhunderts durch die damals aufkommenden Grundlagenprobleme immer mehr zu einer gründlichen Reflexion auf die ihr zugrunde liegenden Argumentationsweisen gedrängt wurde. Die Mathematiker entdeckten bald, daß die klassischen Schlußweisen für die Mathematik ungenügend waren⁷. Rein intuitiv war man freilich schon früher weit über die klassische Logik hinausgegangen. Nun aber verlangten die Mathematiker immer dringlicher nach einer gründlichen Revision der bis dahin als allein gültig angesehenen Logik. Bald zeigte es sich, daß auch die außerhalb der Mathematik tatsächlich angewandten Schlußweisen keineswegs von den klassischen logischen Theorien erfaßt wurden⁸. Die ersten Versuche einer Umgestaltung der Logik führten zu keinen befriedigenden Ergebnissen, da sie immer noch stark von der dreiteiligen Analyse beeinflusst waren. Erst als *Peirce*, *Peano* und vor allen Dingen *Frege* die Sprache in einer neuen Weise zu analysieren begannen, bereiteten sie einer neuen Sicht den Weg. Ich möchte hier nur die grundlegenden Gedanken *Freges* anführen und ihn selbst dabei möglichst oft zu Wort kommen lassen.

Frege ging als Mathematiker von dem mathematischen Begriff der Funktion aus, den er gründlich analysierte. So unterschied er streng zwischen dem sprachlichen Ausdruck einer solchen Funktion und der Funktion selbst.

„Wenn es sich darum handelt, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ‚Function‘ in seinem mathematischen Gebrauche anzugeben, so verfällt man leicht darauf, Function von x einen mittelst der Bezeichnungen der Summe, des

⁷ Ein Beispiel dafür ist der Schluß von den Prämissen „Jede natürliche Zahl ist entweder größer oder kleiner als jede von ihr verschiedene natürliche Zahl“ und „Keine natürliche Zahl ist kleiner als die natürliche Zahl 1“ auf „Jede von 1 verschiedene natürliche Zahl ist größer als 1“. Obwohl es sich hierbei um einen ganz einfachen Beweis handelt, ist dieser Schluß ohne wesentliche außerlogische Zusätze und Veränderungen der Prämissen mit Hilfe der klassischen Logik allein nicht zu leisten, schon deswegen nicht, weil mehr als drei Termini in ihm auftreten.

⁸ Ein Beispiel dieser Art ist z. B. der Schluß von „Alle Pferde sind Tiere“ auf „Alle Pferdeköpfe sind Tierköpfe“. Wenn hier von Schlußweisen in bzw. außerhalb der Mathematik gesprochen wird, so bedeutet das nicht, daß die Mathematik besondere Schlußweisen besäße. Vielmehr läßt sich für das obige Beispiel aus der Mathematik leicht ein logisch exakt gleiches Beispiel außerhalb der Mathematik finden.

Products, der Potenz, der Differenz usw. aus ‚x‘ und bestimmten Zahlen gebildeten Ausdruck zu nennen. Dies ist deshalb unzutreffend, weil hierdurch die Function als ein *Ausdruck*, als eine Verbindung von Zeichen, nicht als das dadurch Bezeichnete hingestellt wird. Man wird darum versuchen, statt ‚Ausdruck‘ zu sagen ‚Bedeutung eines Ausdrucks.‘⁹

Sodann unterschied Frege zwischen einer Funktion und ihren Funktionswerten.

„Setzen wir z. B. in den Ausdruck $(2 + 3 \cdot x^2) \cdot x^4$ für ‚x‘ der Reihe nach die Zahlzeichen ‚0‘, ‚1‘, ‚2‘, ‚3‘ ein, so erhalten wir als zugehörige Bedeutungen die Zahlen 0, 5, 28, 87. Keine dieser Bedeutungen kann den Anspruch erheben, unsere Function zu sein. Das Wesen der Function giebt sich vielmehr in der Zusammengehörigkeit kund, die sie zwischen den Zahlen stiftet, deren Zeichen wir für ‚x‘ setzen, und den Zahlen, die dann als Bedeutungen unseres Ausdrucks auftreten . . . Das Wesen der *Function* liegt demnach in dem Theile des Ausdrucks, der noch außer dem ‚x‘ vorhanden ist. Der Ausdruck einer *Function* ist *ergänzungsbedürftig*, *ungesättigt*. Der Buchstabe ‚x‘ dient nur dazu, Stellen offen zu halten für ein Zahlzeichen, das den Ausdruck ergänzen soll, und macht so die besondere Art der Ergänzungsbedürftigkeit kenntlich, die das eigenthümliche Wesen der grade bezeichneten Function ausmacht.“¹⁰

Schließlich stellte Frege noch die Funktion ihren Argumenten gegenüber. Diese sind die Bedeutungen der Zeichen, die an die Stelle der Variablen eines Funktionsausdruckes treten, also z. B. die Zahlen 0, 1, 2, 3 im obigen Zitat.

„Es kommt mir darauf an, zu zeigen, daß das Argument nicht mit zur Function gehört, sondern mit der Function zusammen ein vollständiges Ganzes bildet; denn die Function für sich allein ist unvollständig, ergänzungsbedürftig oder ungesättigt zu nennen. Und dadurch unterscheiden sich die Functionen von den Zahlen von Grund aus . . . Wir sehen nun auch, wie man leicht dazu verführt wird, grade in der Form des Ausdrucks das Wesentliche der Function zu sehen. In dem Ausdrucke erkennen wir die Function dadurch, daß wir ihn zerlegt denken; und eine solche mögliche Zerlegung wird durch seine Bildung nahegelegt. Die beiden Theile, in welche der Rechnungsausdruck so zerlegt wird, das Zeichen des Arguments und der Ausdruck der Function, sind ungleichartig, da ja das Argument eine Zahl, ein in sich abgeschlossenes Ganzes ist, was die Function nicht ist.“¹¹

Die Funktion, ihre Werte und ihre Argumente sind etwas Außer-sprachliches.

Für die logische Analyse ist der Gedanke von großer Wichtigkeit, daß in dem Funktionszeichen, z. B. in dem „+“ des Summenausdrucks „0+2“, zwar das Wesen der speziellen einzelnen Funktion ausgedrückt wird, nämlich die Summenfunktion im Gegensatz z. B. zur Funktion der Differenz oder des Produkts. Aber seinen eigentlichen Sinn als Funktionszeichen gewinnt das „+“ erst im Zusammenhang des ganzen Zahlenausdrucks. Andernfalls wird nämlich die Ungesät-

⁹ G. Frege, Grundgesetze der Arithmetik I (Jena 1893) § 1, S. 5.

¹⁰ Ebd.

¹¹ G. Frege, Function und Begriff (Jena 1891) 6 f.

tigtheit nicht genügend berücksichtigt, die wesentlich zu jeder Funktion gehört und die durch die mit Argumentausdrücken besetzten Stellen angezeigt wird. Will man daher die Summenfunktion in ihren beiden Aspekten auch sprachlich wiedergeben, dann müßte man sie z. B. durch „... + ---“ oder durch „ $x + y$ “ zum Ausdruck bringen, wobei die Punkte, Striche oder Variablen als Leerstellen für die Argumentzeichen gelten und das Ungesättigtsein angeben, während das „+“ den Symbolkomplex speziell als Summenausdruck charakterisiert. Das „+“ allein erweckt nämlich den Eindruck, als handle es sich bei ihm um ein abgeschlossenes und selbständiges Symbol. (Daß wir es hier mit einem Funktionsausdruck mit zwei Argumentstellen zu tun haben, besagt nichts wesentlich Neues.) Gegenüber dem Funktionszeichen „+“ haben die Argumentzeichen „0“ und „2“ ihren vollen Sinn auch außerhalb des Ausdrucks „ $0 + 2$ “, da sie Zahlen bezeichnen, also in sich geschlossene Größen.

Diese Erkenntnisse auf dem Gebiet der mathematischen Ausdrucksformen verwandte Frege bei der logischen Analyse. So war er der Meinung, daß auch in der Sprache die einzelnen Wörter nicht notwendig eine Bedeutung oder daß sie wenigstens nicht ihre volle Bedeutung außerhalb des Satzzusammenhanges zu besitzen brauchen, sondern daß sie ihren eigentlichen Sinn oftmals gerade erst aus dem Zusammenhang mit anderen Wörtern gewinnen. Dieser Gedanke ist zwar schon viel früher vertreten worden, z. B. in der Lehre von den synkategorematischen Termen in der Scholastik. Aber Frege sprach diese These in ganz allgemeiner Form aus:

„Nach der Bedeutung der Wörter muß im Satzzusammenhange, nicht in ihrer Vereinzelung gefragt werden.“¹²

Deshalb ging Frege in seiner logischen Analyse nicht von den einzelnen Wörtern oder Begriffen aus und betrachtete dann die Sätze und Aussagen als etwas Abgeleitetes. Für ihn waren vielmehr die Sätze und Aussagen das Primäre, und die Wörter, Wortkomplexe oder Begriffe kamen erst an zweiter Stelle. Außerdem sah er die singulären Aussagen und Sätze für elementarer an als die allgemeinen und begann seine Analyse bei ihnen. Diese singulären Sätze analysierte er in ähnlicher Weise wie die mathematischen Funktionsausdrücke.

„Behauptungssätze im allgemeinen kann man ebenso ... zerlegt denken in zwei Theile, von denen der eine in sich abgeschlossen, der andere ergänzungsbedürftig, ungesättigt ist. So kann man z. B. den Satz

‘Caesar eroberte Gallien’

zerlegen in ‘Caesar’ und ‘eroberte Gallien’. Der zweite Theil ist ungesättigt, führt eine leere Stelle mit sich, und erst dadurch, daß diese Stelle von einem Eigennamen ausgefüllt wird oder von einem Ausdrücke, der einen Eigennamen vertritt, kommt ein abgeschlossener Sinn zum Vorschein. Ich nenne auch hier die Bedeu-

¹² G. Frege, Die Grundlagen der Arithmetik (Breslau 1884) Einl. XIII.

tung dieses ungesättigten Theiles Function. In diesem Falle ist das Argument Caesar.“¹³

Ein singulärer Aussagesatz — die allgemeinen und partikulären sind anders zu behandeln — zerfällt also in zwei Teile, in einen Namen für ein Einzelding und in einen ungesättigten Ausdruck für eine Funktion, die man auch „*Aussagefunktion*“ nennt. Da die Subjekte aller singulären Sätze einfache oder zusammengesetzte Namen für Einzeldinge sind und da man den Rest solcher Sätze als einen Ausdruck für eine Aussagefunktion auffassen kann, gilt diese zweiteilige Analyse für alle singulären Sätze. Man kann hier gut an die aristotelische Zerlegung eines Satzes in Nomen und $\rho\tilde{\eta}\mu\alpha$ denken.

Bei Sätzen mit Relationsausdrücken lassen sich die Erkenntnisse Freges noch entsprechend erweitern. In dem Beispiel „Caesar eroberte Gallien“ ist nämlich nicht nur „Caesar“, sondern auch „Gallien“ ein Name für ein ganz bestimmtes Einzelding, wogegen „eroberte“ einen wesentlich anderen Charakter hat. Dieser Satz läßt sich daher auch in zwei Argumentausdrücke und einen Funktionsausdruck zerlegen. Wir können also neben den singulären Subjekten auch alle anderen Eigennamen zu den Argumentausdrücken rechnen. Entsprechend dem mathematischen Vorbild „ $x + y$ “ gäbe es dann nicht nur einfach-ungesättigte Funktionsausdrücke wie „ x läuft“, sondern auch zwei- und mehrfach-ungesättigte wie „ x eroberte y “ oder „ x liegt zwischen y und z “. Da aber in allen diesen Fällen ein Satz in einen Funktionsausdruck und einen oder mehrere untereinander gleichwertige Argumentausdrücke zerfällt, hat auch hier die Bezeichnung „zweiteilig“ noch ihre Berechtigung. Alle Eigennamen wie „Sokrates“, „Gallien“ und alle Wortverbindungen, die den grammatischen Charakter von Eigennamen haben, wie „die Hoffnung“, „die Frau des Sokrates“, „die Primzahl zwischen 12 und 16“ dürfen als Argumentausdrücke betrachtet werden. Sie haben auch außerhalb des Satzzusammenhanges ihre volle Bedeutung und meinen stets ein singuläres konkretes oder abstraktes Seiendes. Diese einfachen und zusammengesetzten Eigennamen kommen nicht nur als Subjekte in singulären Sätzen vor, sondern auch als Objekte und in präpositionellen Ausdrücken.

Den Eigennamen stehen die Funktionsausdrücke gegenüber. Das, was von einem singulären Satz übrigbleibt, wenn man einen, mehrere oder alle Argumentausdrücke wegnimmt, ist als Ausdruck für eine Aussagefunktion anzusehen. Von besonderem Interesse sind die nicht weiter zerlegbaren Funktionsausdrücke, d. h. diejenigen, welche sämtlicher Argumentausdrücke entblößt sind. Beispiele dafür sind nicht nur die verbalen, sondern auch die nominalen Prädikate wie „ x ist weiß“, „ x ist größer als y “, „ x ist ein Mensch“, „ x ist Vater von y “.

¹³ G. Frege, Function und Begriff, a. a. O. 17.

Alle diese reinen Funktionsausdrücke enthalten ein allgemeines Begriffswort und stets auch das im singulären Satz vorkommende Verb. Sie unterscheiden sich von den Argumentausdrücken, wie sich das Summenzeichen einer mathematischen Formel von den Zahlzeichen unterscheidet. Auch sie sind ungesättigt und warten auf eine Ergänzung durch Eigennamen, um etwas Abgeschlossenes zum Ausdruck zu bringen, nämlich eine Aussage.

Die neue zweiteilige Analyse führt somit zu einer strengen Unterscheidung zwischen Eigennamen und Begriffswörtern. Die Begriffswörter bilden immer den Hauptbestandteil in den prädikativen Funktionsausdrücken. Die Möglichkeit der Herauslösung eines Begriffswortes aus dem Satzzusammenhang birgt die Gefahr in sich, daß man die Begriffswörter wie Eigennamen behandelt, da in isolierter Stellung ihr grundsätzlich prädikativer Charakter nicht sichtbar wird. Bei einem verbalen Begriffswort wie „läuft“ ist diese Gefahr sehr gering, da bei ihm der prädikative Funktionscharakter nur durch die Partizipienbildung verlorengeht. Sehr leicht bringt man aber die substantivischen Begriffswörter wie „Mensch“, „Stein“ usw. mit den Eigennamen in Verbindung. Herausgelöst aus dem prädikativen Zusammenhang, erscheinen sie uns wie Namen für irgend etwas Einheitliches. Die moderne Analyse lebt jedoch von der strengen Unterscheidung zwischen Namen und allgemeinem Begriffswort. Wie die aristotelische Gegenüberstellung von erster οὐσία als etwas Individuellem und zweiter οὐσία als etwas Qualitativem zeigt, handelt es sich dabei nicht um ganz neue Erkenntnisse. Frege erläutert den Unterschied zwischen Namen und Begriffswort wie folgt:

„Zunächst ist es unpassend, ein allgemeines Begriffswort Namen eines Dings zu nennen. . . Nur mit dem bestimmten Artikel oder einem Demonstrativpronomen gilt es als Eigenname eines Dinges, hört aber damit auf, als Begriffswort zu gelten. Der Name eines Dinges ist der Eigenname. Ein Gegenstand kommt nicht wiederholt vor, sondern mehrere Gegenstände fallen unter einen Begriff . . . Bei einem Begriffe fragt es sich immer, ob etwas und was etwa unter ihn falle. Bei einem Eigennamen sind solche Fragen sinnlos. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß die Sprache einen Eigennamen, z. B. Mond, als Begriffswort verwendet und umgekehrt; der Unterschied bleibt trotzdem bestehen. Sobald ein Wort mit dem unbestimmten Artikel oder im Plural ohne Artikel gebraucht wird, ist es Begriffswort.“¹⁴

Natürlich rechnet Frege auch die Adjektive und Vollverben zu den Begriffswörtern.

Die scharfe Trennung zwischen Namen und Begriffswörtern machte es notwendig, mehrere Anwendungsweisen des Wortes „ist“ zu unterscheiden. Von den Existenzsätzen wollen wir absehen. Einen wichtigen Platz hat das „ist“ in den prädikativen Funktionsausdrücken

¹⁴ G. Frege, Die Grundlagen der Arithmetik, a. a. O. § 51, 63 f.

wie „x ist weiß“ oder „x ist ein Mensch“. In diesen Fällen will es offenbar nur den prädikativen Charakter des gesamten Ausdrucks angeben und ist am ehesten als eine synkategorematische Partikel anzusehen, die inhaltlich nichts hinzufügt. Als solche steht es immer mit einem allgemeinen Begriffswort zusammen. Anders ist jedoch das „ist“ in einem Satze wie „Sokrates ist der Mann der Xanthippe“ zu beurteilen, da der Ausdruck „der Mann der Xanthippe“ kein allgemeines Begriffswort, sondern ein Name ist und folglich zu den Argumentausdrücken gerechnet werden kann. Frege erklärt dieses „ist“ in folgender Weise:

„Der Begriff – wie ich das Wort verstehe – ist prädicativ. Ein Gegenstandsname hingegen, ein Eigename ist durchaus unfähig, als grammatisches Prädicat gebraucht zu werden. Dies bedarf freilich einer Erläuterung, um nicht falsch zu erscheinen. Kann man nicht ebensogut von etwas aussagen, es sei Alexander der Große, oder es sei die Zahl Vier, oder es sei der Planet Venus, wie man von etwas aussagen kann, es sei grün, oder es sei ein Säugethier? Wenn man so denkt, unterscheidet man nicht die Gebrauchsweisen des Wortes ‚ist‘. In den letzten beiden Beispielen dient es als Copula, als bloßes Formwort der Aussage . . . In den ersten drei Beispielen wird dagegen das ‚ist‘ wie in der Arithmetik das Gleichheitszeichen gebraucht, um eine Gleichung auszusprechen. Im Satze ‚der Morgenstern ist die Venus‘ haben wir zwei Eigennamen ‚Morgenstern‘ und ‚Venus‘ für denselben Gegenstand. In dem Satze ‚der Morgenstern ist ein Planet‘, haben wir einen Eigennamen: ‚der Morgenstern‘, und ein Begriffswort: ‚ein Planet‘. Sprachlich zwar ist nichts geschehen, als daß ‚die Venus‘ ersetzt ist durch ‚ein Planet‘; aber sachlich ist die Beziehung eine ganz andere geworden. Eine Gleichung ist umkehrbar; das Fallen eines Gegenstandes unter einen Begriff ist eine nicht umkehrbare Beziehung. Das ‚ist‘ im Satze ‚der Morgenstern ist die Venus‘ ist offenbar nicht die bloße Copula, sondern auch inhaltlich ein wesentlicher Theil des Prädicats, so daß in den Worten ‚die Venus‘ nicht das ganze Prädicat enthalten ist.“¹⁵

Daß ein Gegenstandsname nicht Prädikat sein kann, hängt eng zusammen mit der Erkenntnis des Aristoteles, daß das Unteilbare und der Zahl nach Eine von nichts ausgesagt wird. Jedoch hat er sich später offenbar von solchen Sätzen irritieren lassen, in denen ein Eigename doch auf der Seite des grammatischen Prädikats steht. Frege löste diesen scheinbaren Ausnahmefall auf, indem er das „ist“ in einem solchen Satz als zweistelligen Funktionsausdruck mit der Bedeutung „x ist dasselbe wie y“ bzw. „x ist gleich y“ auffaßte. Durch diesen Gedanken wurden sämtliche Gleichungen der Mathematik unter die gewöhnlichen Sätze der Sprache eingereiht. Das „ist“ hat also in diesen Fällen nicht nur eine formale, sondern eine volle inhaltliche Bedeutung.

Der mathematischen Funktionenanalyse entsprechend fragt Frege schließlich noch den *Funktionswerten der Aussagefunktionen*.

¹⁵ G. Frege, Über Begriff und Gegenstand, in: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 16 (1892) 193 f.

Diese Werte lassen sich ja durch eine Variierung der Argumente erkennen. Ersetzt man also in dem Satz „Caesar eroberte Gallien“, der eine *wahre* Aussage zum Ausdruck bringt, „Caesar“ durch „Napoleon“, so entsteht ein *falscher* Satz. Das gleiche gilt, wenn man für „Gallien“ „Persien“ nimmt. Ersetzt man jedoch „Caesar“ durch „Alexander“ und zugleich „Gallien“ durch „Persien“, so erhält man wiederum einen *wahren* Satz, nämlich „Alexander eroberte Persien“. Während sich bei einer Variierung der Argumente einer mathematischen Funktion als Werte verschiedene Zahlen ergeben, sind die Werte, welche eine Aussagefunktion bei Variierung ihrer Argumente annimmt, die beiden sog. „*Wahrheitswerte*“, wahr und falsch.

Nachdem Frege die singulären Aussagesätze in Analogie zu den mathematischen Zahlenausdrücken analysiert hatte, mußte er noch zeigen, daß sich auch die nichtsingulären Sätze dieser neuen Auffassung unterordnen lassen.

„Man könnte gegen die prädicative Natur des Begriffes geltend machen, daß doch von einem Subjectbegriffe gesprochen werde. Aber in solchen Fällen, wie z. B. in dem Satze

„alle Säugethiere haben rothes Blut“,

ist die prädicative Natur (Anm.: Was ich hier prädicative Natur des Begriffes nenne, ist nur ein besonderer Fall der Ergänzungsbedürftigkeit oder Ungesättigtheit, ...) des Begriffes nicht zu verkennen; denn man kann dafür sagen:

„was Säugethier ist, hat rothes Blut“

oder „wenn etwas ein Säugethier ist, so hat es rothes Blut.“¹⁶

In dieser Analyse erhalten auch die verallgemeinernden und partikularisierenden Hilfsörter ihre eigentliche Bedeutung.

„Dabei ist zu bemerken, daß die Wörter ‚alle‘, ‚jeder‘, ‚kein‘, ‚einige‘ vor Begriffswörtern stehen. Wir sprechen in den allgemein oder particulär behandelnden und verneinenden Sätzen Beziehungen zwischen Begriffen aus und deuten die besondere Art dieser Beziehung durch jene Wörter an, die also logisch nicht enger mit dem darauffolgenden Begriffsworte zu verbinden, sondern auf den ganzen Satz zu beziehen sind.“¹⁷

Der allgemeine Satz „alle A sind B“ muß so analysiert werden: „für alle x: wenn (x ist A), dann (x ist B)“, und der partikuläre Satz „irgendein A ist B“ muß wiedergegeben werden durch: „für irgendein x: (x ist A) und (x ist B)“. Diese allgemeinen und partikulären Sätze enthalten nämlich an sich keine Eigennamen und sprechen deshalb auch nicht aus, was einem bestimmten Ding zukommt. Nach Freges Auffassung besagen sie vielmehr Beziehungen zwischen prädikativen Begriffen¹⁸, zwischen Aussagefunktionen. Das „ist“ in diesen Sätzen hat keine Eigenständigkeit, sondern gehört ganz zum zweiten prädikativen Ausdruck. Singuläre und allgemeine Sätze dürfen also nach

¹⁶ G. Frege, Ueber Begriff und Gegenstand, a. a. O. 197 f.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ „Begriff“ ist hier im Sinne Freges, der ja ein extremer Platonist war, als reale Entität und nicht nur als Denkinhalt zu verstehen.

der modernen Analyse auf keinen Fall einander logisch gleichgestellt werden.

Die zweiteilige Analyse eröffnete auch ganz neue Einsichten in das Verhältnis zwischen einem Prädikat wie „x schreibt“, „x ist ein Mensch“ und dem ihm entsprechenden abstrakten Namen wie „das Schreiben“, „das Menschsein“. Jedoch können wir hier darauf nicht eingehen. Auf dem Hintergrund der zweiteiligen Analyse entwickelte Frege ein neues System der Prädikatenlogik, welches heute fast allgemein akzeptiert ist. In diesem System sind sämtliche Argumentationsweisen der mathematischen Wissenschaften ableitbar. Auch die Syllogistik hat in dieser neuen Logik ihre Gültigkeit nicht verloren, nur tritt sie jetzt als ein Teilgebiet logischer Schlußweisen innerhalb einer viel umfangreicheren Logik auf. Die Fundamente der Logik sind gleichsam hinter die Syllogistik verlegt worden, so daß sie zu einem ableitbaren Bereich einer viel elementareren Logik geworden ist.

Philosophische Konsequenzen aus den beiden Formen der logischen Analyse

Wie schon vorhin gesagt wurde, besteht zwischen logischer Analyse und philosophischem System ein gewisses gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis. Denn einerseits kann die logische Analyse durch einen weltanschaulichen Hintergrund beeinflusst werden, und andererseits kann der Aufbau eines philosophischen Systems in gewissem Maße von der Art der logischen Analyse abhängen.

Wir haben schon gesehen, wie die Betonung des Allgemeinen in der sokratisch-platonischen Philosophie sich auf die logische Analyse bei Aristoteles auswirkt, obwohl gerade Aristoteles dem konkreten Einzelnen die Vorrangstellung im Bereiche der Seienden einräumt. Selbst da, wo Aristoteles zu Erkenntnissen gelangt, die das Individuelle deutlicher hervortreten lassen könnten, werden diese Ansätze doch wieder verwischt. Sie wirken sich nicht weiter aus, weil das Individuelle in seinem Eigenwert zuwenig vom Allgemeinen abgehoben wird. Die weitgehende Gleichsetzung von allgemeinen und singulären Aussagen muß unter dieser Rücksicht verstanden werden. Darum kann man sagen, daß die dreiteilige Analyse der Aussagen in Subjektsbegriff – Kopula – Prädikatsbegriff in gewisser Weise eine Folge aus dem platonischen und auch aristotelischen Interesse an den allgemeinen Wesenheiten ist.

Vielleicht bedurfte es erst der Monadenlehre von Leibniz, vielleicht auch des Empirismus mit seiner hohen Bewertung des Individuellen, damit auch in der logischen Analyse die Eigenbedeutung des Singulären erkannt werden konnte. Frege selbst war zwar extremer Begriffsrealist und wollte die Zahlen auf keinen Fall nur als psychologische Konstruktionen erklären, aber auch bei ihm dürfte die empiristische Denkweise des 19. Jahrhunderts ihre Spuren hinterlassen haben. So verobjektivierte er die abstrakten Seienden, z. B. die Zahlen, und schrieb ihnen eine gewisse unsinnliche Gegenständlichkeit zu, ja sie hatten für ihn fast den gleichen objektiven Charakter wie die empirischen Gegenstände. Diese Verselbständigung der Zahlen ermöglichte es ihm, streng zwischen den individuellen,

objektiven Zahlen-Gegenständen und den ungesättigten und ungegenständlichen Funktionen zu unterscheiden. Die Übertragung dieses Verständnisses auf die konkreten empirischen Gegenstände und die allgemeinen prädikativen Funktionen war nur eine konsequente Weiterentwicklung dieses Ansatzes. Sie ist zugleich die Grundlage für die zweiteilige logische Analyse.

Uns interessieren hier besonders die Auswirkungen der beiden Formen der Analyse auf philosophische Theorien. Diese zeigen sich vor allen Dingen in der Auffassung des Individuellen, in dem Verständnis des Allgemeinen und in der Interpretation der Struktur einer Aussage.

Eines der bedeutsamsten Momente in der aristotelischen Philosophie ist die Hervorhebung des *Individuellen*. Aristoteles hat gegenüber seinem Lehrer Platon immer wieder betont, daß nicht dem Menschen an sich das Sein in erster Linie zukommt, sondern dem konkreten einzelnen Menschen wie dem Sokrates. Alles, was nicht konkretes Individuum ist, alle Formen, Seinsprinzipien usw. besitzen Sein nur in bezug auf ein konkretes Individuum. Diese wichtige Erkenntnis ist jedoch beim Aufbau des philosophischen Gesamtsystems von Aristoteles und von seinen Nachfolgern immer wieder übersehen worden, und diese Tatsache läßt sich wenigstens zum Teil als eine Folge aus der dreiteiligen Analyse erklären. Die Diskrepanz zwischen philosophischer Grunderkenntnis und praktischer Durchführung des Systems macht sich besonders da bemerkbar, wo man von „Substanz“ spricht. Das Wort kommt nämlich in der von Aristoteles inspirierten Philosophie in mindestens vier verschiedenen Bedeutungen vor.

In einem ersten Sinne bedeutet „Substanz“ dasselbe wie „konkretes Individuum“. So kann man nach der Kategorienlehre von Sokrates aussagen, daß er eine Substanz ist, wie man von ihm sagt, daß er ein Mensch oder daß er ein Lebewesen ist. „Substanz“ meint hier ein selbständiges Seiendes, ein Dies-da in seiner unverwechselbaren Individualität, und zwar mit allen seinen Eigenschaften und Besonderheiten. Ein solches konkretes Individuum ist natürlich von nichts anderem mehr aussagbar, und es inhäriert auch keinem anderen. Deshalb kann man diesen Begriff der Substanz als höchstes Genus betrachten, sofern man darunter einen Begriff versteht, der den größten Umfang innerhalb eines bestimmten Seinsbereiches besitzt. Unter ihn fallen eben alle konkreten Individuen, die ja in bezug auf das Sein einen besonderen Bereich bilden.

Sobald ein Verfasser den Blick auf die Eigenschaften z. B. des Sokrates richtet und ihr Verhältnis zu Sokrates bestimmen möchte, taucht gewöhnlich ein anderer Substanzbegriff auf. „Substanz“ wird jetzt als „Seinsfundament für die Akzidentien“ beschrieben, d. h. als „etwas, das bestehen bleibt, auch wenn die Akzidentien wechseln“. Meist wird dieser Substanzbegriff einfachhin mit dem vorigen identi-

fiziert. Dies hätte zur Folge, daß der konkrete Philosoph Sokrates mit dem Fundament für die Akzidentien des Sokrates zusammenfielen. Jedoch besteht zwischen beiden ein erheblicher Unterschied, da der konkrete Philosoph Sokrates, der sicherlich ein selbständiges Seiendes ist und damit eine Substanz im ersten Sinne, nicht zugleich kein Philosoph sein kann, da man das Philosophsein als Akzidents nicht als einen Teil der Substanz im zweiten Sinne ansehen kann. Ebenso kann ich zwar von Sokrates aussagen, daß er ein Mensch ist, nicht aber von einem Seinsfundament für Akzidentien. Außerdem trifft auf Substanz in diesem zweiten Sinne die Beschreibung „selbständiges Seiendes“ nur sehr analog zu. Zwar ist es das Seinsfundament der Akzidentien, welches dem Sokrates seinen Selbststand verleiht, aber dieses ist eben nicht im Vollsinn selbständiges Seiendes, sondern kann nur sein mit den Akzidentien. Ein Sokrates ohne seine Akzidentien kann zwar gedacht werden, in der Wirklichkeit gibt es nur den Sokrates mit seinen Akzidentien. Daher kann man von Sokrates nicht aussagen, daß er eine Substanz in diesem zweiten Sinn *ist*, sondern nur daß sein Selbststand und seine Identität in Raum und Zeit durch diese Substanz grundgelegt werden, daß diese Substanz ihn mitkonstituiert, daß er diese Substanz *hat*. Zwischen beiden Substanzbegriffen besteht ein ähnliches Analogieverhältnis wie zwischen Wesen als Einzelwesen und Wesen im Gegensatz zum Sein. Andererseits ist richtig, daß sowohl das konkrete Individuum wie auch das substantielle Seinsfundament der Akzidentien von keinem andern ausgesagt werden können und keines von beiden einem andern nach der Weise der Akzidentien inhäriert. Jedoch rechtfertigt das noch nicht eine Identifizierung beider Begriffe.

Eine noch größere Verwirrung entsteht, wenn man „Substanz“ drittens als „letztes Aussagesubjekt“ beschreibt, d. h. als „etwas, von dem alles andere ausgesagt wird“. Abgesehen davon, daß dabei der analoge Gebrauch der Worte „aussagen“ und „Aussagesubjekt“ nicht beachtet wird, erweckt diese Definition auch noch den Eindruck, als ob es eine geordnete Aussagenreihe gäbe, bei der z. B. Sokrates als Begriff mit kleinstem Umfang den Anfang und Substanz als höchstes Genus das Ende bildet. Dabei wird die einzigartige Stellung des singulären Aussagesubjekts zu allen seinen Prädikaten nicht berücksichtigt, und die partikulären Aussagen werden überhaupt nicht in Betracht gezogen. Dazu kommt noch eine andere Mehrdeutigkeit, je nachdem mit welchem der beiden vorhin angeführten Substanzbegriffe man die neue Bestimmung gleichsetzt. Dies hat wiederum Folgen für die Auffassung der Aussagen überhaupt. Identifiziert man nämlich „letztes Aussagesubjekt“ mit „konkretes selbständiges Individuum“, dann muß man sich dieses singuläre Aussagesubjekt in

der Weise denken, daß es implizit schon alles enthält, was ihm durch Prädikation explizit zugeschrieben werden kann, auch wenn ich davon nur einen Bruchteil weiß. Das, was das reale Subjekt schon immer enthält, wird durch die Prädikation rational entfaltet und zugleich doch zum Subjekt in Beziehung gesetzt. Identifiziert man dagegen „letztes Aussagesubjekt“ mit „Seinsfundament für die Akzidentien“, dann stellt man sich jenes entblößt von den Akzidentien vor, und das Aussagen muß dann eher als ein Zusammenfügen angesehen werden. Jedoch stößt man bei dieser Deutung auf große Schwierigkeiten. Denn mit dem Satz „Sokrates geht“ will man offenbar nicht von dem substantiellen Fundament für die Akzidentien aussagen, daß es geht, sondern vom konkreten Sokrates. Außerdem kann man bei der Gleichsetzung von Prädizieren und Inhärenen ein solches Prädikat wie „ist ein Mensch“ nicht mehr unterbringen, da es zwar von Sokrates prädiziert werden kann und doch nicht dem substantiellen Seinsfundament für die Akzidentien inhäriert. Die Gleichsetzung der logischen Ordnung des Prädizierens mit der Realordnung des Inhärenens ist also kaum möglich¹⁹. Ein wichtiger Grund dafür dürfte sein, daß man nicht genügend zwischen den singulären und allgemeinen Aussagen unterscheidet. Solange man nämlich den Namen „Sokrates“ als Ausdruck für einen Singularbegriff ansieht, der dann eben nur das Begriffliche enthält, und solange man meint, durch ein Subjekt wie „ein bestimmter Mensch“ ein bestimmtes Individuum zu bezeichnen, kann man die Auffassung kaum vermeiden, daß im Aussagesubjekt alles Substantielle, alles Unveränderliche enthalten sei, während alles Wandelbare, Akzidentelle erst durch die Prädikation hinzugefügt werde.

Dieses letzte hat noch zu einer vierten Bedeutung des Wortes „Substanz“ geführt. Hat man erst einmal das beharrende Seinsfundament für die Akzidentien als Substanz angenommen und zugleich das letzte Aussagesubjekt in dessen Nähe gerückt, so stellt sich auch die Frage, wodurch diese Substanz noch näherhin zu charakterisieren ist. Man sieht dann schnell, daß es gerade die wesentlichen Bestimmungen sind, die das Beharrende kennzeichnen, beim Sokrates z. B. sein Menschsein und sein Lebendigsein. So rückt der Substanzbegriff ganz in die Nähe des Wesensbegriffes. Diese Wesensbestimmungen werden dann im Anschluß an Aristoteles „zweite Substanzen“ genannt, obwohl οὐσιᾶ bei Aristoteles nicht einfachhin mit Substanz zu identifizieren ist. Die Bezeichnung „Substanz“ für die Wesenheiten ist noch aus einem anderen Grunde verständlich. Aufgrund der Unterscheidung

¹⁹ Eine entsprechende Diskussion über die Mehrdeutigkeit des Materiebegriffs findet sich in dem Artikel „Zur aristotelisch-scholastischen Problematik von Materie und Form“ von *Josef de Vries*, in: *Schol* 32 (1957) 161–185.

zwischen in sich Seienden und Seienden in einem Anderen meinte man, daß die Distinktion zwischen Substanz und Akzidens vollständig sei. Da stellte sich aber sofort die Frage, unter welchen Oberbegriff die Wesenheiten wie das Menschsein zu subsumieren seien. Denn einerseits sind sie keine Akzidentien, andererseits sind sie auch keine individuellen konkreten Seienden wie z. B. Sokrates. Meist stellte man sie zu den Substanzen, um die Distinktion zwischen Substanz und Akzidens beibehalten zu können. Aristoteles hat diese Schwierigkeit gesehen und diese Wesensbestimmungen einerseits *οὐσίαι* genannt und andererseits dennoch den Qualitäten, also Akzidentien, nahegestellt. Noch größere Verwirrung entsteht, wenn man nicht nur das Menschsein, sondern sogar *den* Menschen als Beispiel für eine Substanz angibt. Dazu kann man natürlich leicht verleitet werden, da durch den gleichartigen sprachlichen Bau der beiden Sätze „Sokrates ist sterblich“ und „der Mensch ist sterblich“ der Eindruck erweckt wird, als bezeichne „der Mensch“ etwas ebenso Selbständiges wie der Name „Sokrates“, und man ist dann leicht geneigt, *dem* Menschen einen substantiellen Charakter zuzuschreiben.

In der aristotelisch-scholastischen Philosophie erhält auf diese Weise das Allgemeine doch eine größere Bedeutung, als ihm eigentlich zukommt, wenn man mit der These ernst macht, daß das konkrete Einzelding das eigentlich Seiende ist. Durch den vieldeutigen Gebrauch des Ausdruckes „Substanz“ wird der besondere Charakter der konkreten Individuen immer wieder eingeebnet. Bald werden diese nämlich mit ihrem substantiellen Teil identifiziert, und bald gehen sie sogar fast in ihrem Wesen auf. Das konkrete Einzelne wird so durch das Allgemeine verdrängt und fast nur noch als ein Modus der allgemeinen Wesenheit angesehen. Das Einzelne wird vom Allgemeinen her verstanden, und das Allgemeine ist wieder das Bekanntere und Frühere. Der Grund für diese Diskrepanz zwischen theoretischer Betonung der Besonderheit des Individuellen und praktisch durchgeführten Essentialismus ist sicherlich zum Teil in dem platonischen Hintergrund²⁰ zu suchen, aber auch in der dreiteiligen Analyse und der damit gegebenen Gleichsetzung von singulären und allgemeinen Aussagen.

Demgegenüber tritt die Sonderstellung der konkreten Individuen in der zweiteiligen Analyse deutlich hervor²¹. Schon sprachlich und logisch besitzen die Individuen besondere Züge. So treten sie stets

²⁰ Vgl. dazu die Ausführungen von *Johannes Hirschberger*, *Geschichte der Philosophie I* (Freiburg 1954) 145 f. und 163 ff.

²¹ Jedoch besitzen nicht nur konkrete Individuen diese Sonderstellung, da die abstrakten „Individuen“, wie das Menschsein oder die Zahl Drei, logisch und sprachlich ganz gleich behandelt werden, obwohl es sich bei diesen um Individuen in einem ganz analogen Sinn handelt.

auf der Seite des Subjekts auf und sind nie eigentliches logisches Prädikat, wenn man sie auch bisweilen als Bestandteile eines solchen ansehen darf. Auch die Relationensätze bilden keine Ausnahme, sofern man sie in der neuen Weise analysiert. Ein konkretes Individuum, welches nicht notwendig ein substantielles Seiendes zu sein braucht, wie z. B. der Nordpol oder die Spitze des Eiffelturms, wird durch Eigennamen oder Demonstrativpronomina bezeichnet, und diese Ausdrücke unterscheiden sich deutlich von den allgemeinen Begriffsworten. Sie wollen unmittelbar nur eine Beziehung zu dem Bezeichneten herstellen, wie es deutlich in dem Satz „dies da ist viereckig“ zum Ausdruck kommt. Freilich tun sie dies oftmals mit Hilfe begrifflicher Inhalte, aber sie beabsichtigen dabei keineswegs, das Gemeinte begrifflich zu erfassen. Vielmehr dienen diese Inhalte dazu, das Gemeinte eindeutig zu charakterisieren. So tritt in dem komplexen Namen „die Frau des Sokrates“ zwar das Begriffswort „Frau“ auf, und auch der Name „Sokrates“ impliziert für den Sprecher und Hörer begriffliche Inhalte, aber alle diese dienen lediglich dazu, die Frau des Sokrates (mit allen ihren bekannten und unbekanntem Eigenschaften) von allen übrigen Individuen eindeutig abzuheben. Ich kann hier auf die Theorie der Namen nach der modernen Analyse nicht näher eingehen. Wichtig ist jedoch, daß ein konkretes Individuum nicht allein durch Begriffsworte beschrieben werden kann. Jede Prädikation ist zwar eine rationale begriffliche Entfaltung dessen, was ein Individuum alles besitzt. Jedoch kann durch eine noch so vollständige Prädikation allein niemals das eingeholt werden, was das gemeinte Individuum schon immer enthält. Ein Individuum ist mehr, als jemals durch einen Komplex allgemeiner Prädikate ausgedrückt werden kann. Eben diese Tatsache kommt in der scholastischen These zum Ausdruck: „Individuum est ineffabile.“ Eine Gefahr, das konkrete Individuum fast völlig in seinem substantiellen Prinzip oder gar in seinem Wesen aufgehen zu lassen, besteht nun nicht mehr, weil das Singuläre und das Allgemeine logisch grundsätzlich verschieden zu bewerten sind. Dem Singulären bleibt somit die Sonderstellung erhalten, die es nach der Hauptintention der aristotelischen Philosophie haben sollte.

Was die *allgemeinen Wesenheiten* betrifft, so vertrat Aristoteles gegenüber der platonischen Ideenlehre die Auffassung, daß sie kein eigenes getrenntes Sein besäßen, sondern nur im konkreten Einzelnen existierten. Das Allgemeine soll also wesentlich bezogen sein auf die Einzeldinge. Aber bei der Durchführung des philosophischen Systems schrieb die von Aristoteles inspirierte Philosophie den allgemeinen Wesenheiten doch eine größere Selbständigkeit zu, als ihnen eigentlich zukommen durfte. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der gleich-

artige Bau der beiden Sätze „Sokrates ist sterblich“ und „der Mensch ist sterblich“ einen Vertreter der dreiteiligen Analyse dazu verleiten kann, *dem* Menschen eine ähnliche Selbständigkeit zuzuerkennen wie dem Sokrates. Durch die Totalabstraktion, durch das gedankliche Herauslösen eines abstrakten Totum, also von „etwas, das Mensch ist“, aus dem konkreten einzelnen Menschen glaubte man zu einem Begriff des Menschen zu kommen. Dabei betonten die Philosophen im Gefolge des Aristoteles ausdrücklich, daß dieses Totum, als Allgemeines gedacht, ein Gedankending und darum eines selbständigen abstrakten Daseins nicht fähig sei. Aber indem man das Allgemeine, also den Menschen, zu einem logischen Aussagesubjekt machte und sogar behauptete, daß man von ihm z. B. das Sterblichsein aussagen könne, gab man diesem abstrakten Totum doch eine gewisse Selbständigkeit, obwohl man zugleich immer wieder betonte, daß das Allgemeine kein von den konkreten Individuen verschiedenes reales Seiendes sei. Um die Möglichkeit der Totalabstraktion und ihre reale und logische Bedeutung auch sprachlich aufzuzeigen und um wirklich jeden Satz in die dreiteilige Form „A ist B“ zu bringen, substantivierte man die Adjektive und Verben. So wurde aus „er läuft“ ein „er ist ein Laufender“ und aus „er ist klug“ ein „er ist ein Kluger“. Diese Umwandlung war deshalb notwendig, weil die Partikel „alle“, „ein“, „kein“ der nichtsingulären Sätze nur in Verbindung mit Substantiven konstruiert werden können. Aber durch eine solche Partizipienbildung und Substantivierung verlieren die Verben weitgehend ihren dynamischen Charakter, den sie schon rein sprachlich besitzen. Der Inhalt der verbalen Prädikate wird statisch. Aus einem, der singt, wird so ein Singender oder gar ein Sänger, also einer, der singen kann. Während das Wort „singt“ seinen Bezug auf das grammatikalische Subjekt nie verliert, ist der Ausdruck „Sänger“ oder „Singender“ ziemlich selbständig. Der Satz „Caruso ist ein Sänger“ erweckt den Anschein, als werde hier eine Beziehung gestiftet zwischen einem Individuum und einem irgendwie selbständigen Totum abstrakter Art. Ähnliches gilt für die nichtsingulären Sätze. Diese scheinbare Verselbständigung des Allgemeinen und seine statische Interpretation wie auch die Gleichschaltung der singulären und allgemeinen Aussagen haben ihren Grund darin, daß man das Allgemeine nicht nur als grammatikalisches, sondern auch als logisches Subjekt ansieht, d. h. als etwas, von dem etwas ausgesagt wird.

Demgegenüber wird im Zusammenhang mit der zweiteiligen Analyse das Allgemeine sprachlich und logisch streng vom Singulären getrennt und auch ontologisch ganz anders bewertet als dieses.

Der logische Ort des Allgemeinen ist nach der neuen Analyse grundsätzlich das Prädikat. Ein sprachliches Prädikat darf jedoch

nicht einfach als ein Name für ein abstraktes Seiendes angesehen werden, wenn man auch nicht bestreiten möchte, daß ihm ein solches zugrunde liegen kann. Auch erweckt ein solches Prädikat nie den Anschein von etwas Abgeschlossenem, da es immer notwendig Beziehung auf das Subjekt besagt. Wie das begriffliche Erfassen die Grundlage jeden Prädikates ist, so bringt jedes Prädikat auch die Eigentümlichkeiten eines Begriffes zum Ausdruck. Zwar wird mit den prädikativen Begriffswörtern wie „Mensch“, „läuft“, „klug“ auch der jeweilige spezielle Begriffsinhalt ausgedrückt. Aber wie ein Begriff immer zugleich intentional ist, also sich auf singuläre Dinge bezieht, so darf man auch ein Begriffswort nicht einfachhin aus seiner prädikativen Phrase lösen und als einen abgeschlossenen Namen auffassen. Vielmehr sind die Begriffswörter oft nur Bruchstücke von (umfassenderen) prädikativen Phrasen wie „ist ein Mensch“, „ist klug“, in gleicher Weise wie das Wort „Hut“ ein Bruchstück in der Phrase „auf der Hut sein“ ist. Allgemeines, Begriff und Prädikat sind somit korrelativ. Dabei sind alle Prädikate als solche in bezug auf die Einzel Dinge sprachlich und logisch als gleichwertig anzusehen, mögen sie nun etwas Substantielles oder etwas Akzidentelles, etwas Wesentliches oder etwas Unwesentliches zum Ausdruck bringen, mögen sie substantivisch, adjektivisch oder verbal formuliert sein. Unter der Rücksicht der logischen Hinordnung auf das Individuum gibt es auch kein Näher und Ferner in der Weise, daß z. B. der Begriff des Menschen dem des Lebewesens vorgeordnet wäre. Erst aufgrund ihres Inhaltes oder ihres Umfangs kann man die Prädikate unterscheiden und in Reihen anordnen. Dabei darf man jedoch das Individuum niemals als Glied einer solchen Reihe ansehen. Indem die moderne Analyse die grundsätzlich prädikative Natur aller Begriffe behauptet, führt sie eine strenge Trennung zwischen singulär und allgemein durch.

Eine Schwierigkeit scheinen die nichtsingulären Sätze zu bieten, da in ihnen Begriffsworte nicht nur an prädikativer Stelle, sondern auch als grammatikalische Subjekte vorkommen. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Sätze nach der zweiteiligen Analyse anders interpretiert werden müssen. Wenn ich nämlich statt „alle Menschen sind sterblich“ sage „für alle x (wenn x ein Mensch ist, so ist x sterblich)“, dann besitzt das Begriffswort „Mensch“ wieder seinen prädikativen Charakter; es ist zwar sprachliches, aber nicht logisches Subjekt des allgemeinen Satzes. Wem diese Deutung der nichtsingulären Sätze zu sehr von der sprachlichen Struktur abzuweichen scheint, der möge bedenken, daß die Sprachstrukturen sich oftmals erheblich von den Strukturen des Denkens unterscheiden. Die Zerlegung des verbalen Prädikats „geht“ in „ist ein Gehender“ erscheint einem Vertreter der zweiteiligen Analyse ebenso künstlich wie die obige Zerlegung der nicht-

singulären Sätze einem Vertreter der dreiteiligen Analyse. Durch diese Zerlegung der nichtsingulären Sätze vermeidet die moderne Analyse den Anschein, als sprächen diese Sätze über alle Menschen, über irgendeinen Menschen oder gar über den Menschen. Zugleich macht sie so deutlich, daß in den nichtsingulären Sätzen zwei prädikative Begriffe bzw. zwei diesen Begriffen entsprechende Realitäten zueinander in Beziehung gesetzt werden²². Man darf zwar in der

²² Gerade gegen diese Deutung der nichtsingulären Sätze wenden sich die Vertreter der dreiteiligen Analyse. Ihre Voraussetzung ist dabei, daß jeder elementare Satz ein logisches Subjekt haben muß. Folglich seien für den Satz „alle Menschen sind sterblich“ alle (realen) Menschen als logisches Subjekt anzusehen. Gegen diese Auffassung kann die zweiteilige Analyse mehrere Schwierigkeiten vorbringen. Einmal müßte man nämlich ganz analog zu dem eben erwähnten Satz keinen (realen) Menschen als logisches Subjekt des Satzes „kein Mensch ist ein Pferd“ ansehen, was nicht recht sinnvoll ist. Sodann müßte man erklären, warum der negierte nichtsinguläre Satz einen ganz anderen Charakter hat als der negierte singuläre, warum durch das Negieren eines singulären Satzes nur das vom Subjekt Ausgesagte diesem Subjekt abgesprochen wird, das Subjekt selbst aber unverändert bleibt, während sich in nichtsingulären Sätzen durch das Negieren auch das logische Subjekt ändert, indem aus „alle Menschen sind sterblich“ wird „irgendein Mensch ist nicht sterblich“. – Diese Auswirkung des Negierens auf die nichtsingulären Sätze wird leicht verständlich, wenn man im Sinne der zweiteiligen Analyse die partikularisierenden und verallgemeinernden Hilfsörter auf den ganzen Satz bezieht und sie nicht zum logischen Subjekt rechnet. Danach bringen die nichtsingulären Sätze zweierlei zum Ausdruck: ein Beziehungsverhältnis und dessen Geltungsbereich. Die Art des Geltungsbereichs wird gerade mit Hilfe von „alle“, „irgendein“, „kein“ usw. beschrieben. So kann man der Meinung sein, daß der Satz „alle Menschen sind sterblich“ besagt, daß das Menschsein das Sterblichsein logisch impliziert, und zwar für den Bereich aller Seienden. (Diese Deutung wird freilich nicht von allen anerkannt.) Die Negation dieses Satzes wäre dann gleich der Behauptung, daß Menschsein und Sterblichsein auseinanderfallen, und zwar wenigstens für einen Teilbereich der Seienden, was in dem Satz „irgendein Mensch ist nicht sterblich“ ausgedrückt wird. – Dazu kommt noch die Tatsache, daß die dreiteilige Analyse jeweils ausdrücklich feststellen muß, für welche Satzarten eine *conversio simplex* möglich ist und für welche nicht, während sich dies in der zweiteiligen Analyse ganz organisch ergibt. Analysiert man „irgendein Grieche ist ein Philosoph“ in „für irgendein x : (x ist Grieche) und (x ist Philosoph)“, dann sieht man sofort, daß die beiden prädikativen Phrasen wegen der Konjunktion „und“ einfach vertauscht werden können, ohne daß sich der Wahrheitswert ändert, und man versteht sofort, daß dies in den allgemeinen Sätzen wegen der „wenn-dann“-Beziehung nicht möglich ist. Die zweiteilige Analyse behauptet sogar, daß die beiden konvertierten Sätze „irgendein Grieche ist ein Philosoph“ und „irgendein Philosoph ist ein Grieche“ auch ihrem Sinn- und Aussagegehalt nach völlig gleich sind. Außerdem sollen sie genau die gleiche Bedeutung haben wie die Sätze „es gibt irgendeinen griechischen Philosophen“ und „es gibt einen Griechen, der Philosoph ist“. Dagegen müßte die dreiteilige Analyse erklären, worin der Unterschied im Sinngehalt der obigen Sätze besteht, da diese ganz verschiedene logische Subjekte besitzen müssen. – Deshalb ist es nach der zweiteiligen Analyse falsch, in den grammatischen Subjekten der nichtsingulären Sätze auch die logischen Subjekte zu suchen. Auch die Phrasen „für alle x “, „für einige x “ darf man nicht als Ausdrücke des logischen Subjekts ansehen, da sonst die gleiche Schwierigkeit wie oben für das „für kein x “ entstehen würde. Vielmehr erweist sich die Frage nach dem logischen Subjekt der nichtsingulären Sätze für die zweiteilige Analyse als ziemlich irrelevant. Sie stützt sich ja auf die Voraussetzung, daß jeder (elementare) Satz ein logisches Subjekt haben muß. Für die zusammengesetzten Sätze wie

Umgangssprache weiterhin die nichtsingulären Kurzsubjekte „alle Menschen“, „ein Laufender“, „kein Kluger“ verwenden, aber nach der zweiteiligen Analyse ist vom logischen Gesichtspunkt aus der isolierte Gebrauch solcher selbständiger Begriffsworte nicht mehr notwendig. Darum verliert für die zweiteilige Analyse die Totalabstraktion vollständig ihre logische Bedeutung. Andererseits fordert jedoch die Bildung der prädikativen Phrasen eine logische Entsprechung, die man „prädikative Abstraktion“ nennen könnte. Sie besteht darin, daß man verstandesmäßig aus den konkreten Individuen die begriff-

„Peter ist mein Freund, und Paul ist sein Bruder“ oder „wenn ich auf diesen Knopf drücke, dann kommt unser Dienstmädchen“ ist diese Voraussetzung sicher nicht richtig, denn in ihnen gibt es nicht ein einziges logisches Subjekt. Da die zweiteilige Analyse die nichtsingulären Sätze ganz nahe an die zusammengesetzten Sätze heranrückt, ist die Frage nach dem logischen Subjekt dieser Sätze überhaupt nicht so brennend. Man denke nur an Freges Beispiel „wenn etwas ein Säugetier ist, dann hat es rotes Blut“. – Insistiert man dennoch darauf, daß auch die nichtsingulären Sätze ein logisches Subjekt haben müssen, dann kann man es vielleicht in den nichtkategorialen Bestimmungen „etwas“, „ein Ding“, „ein Seiendes“ oder „ein x “ finden, auf keinen Fall jedoch in einem kategorialen Inhalt. Vertritt man außerdem noch im Sinne des gemäßigten Realismus die Auffassung, daß das Allgemeine nur in konkreten Dingen verwirklicht ist, dann ist es natürlich richtig, daß die nichtsingulären Sätze in einem gewissen Sinne auch über konkrete Individuen sprechen, in denen allein die Beziehungen zwischen zwei allgemeinen Wesenheiten realisiert werden. Aber eigentlich ausgesagt wird das Bestehen einer gewissen Beziehung zwischen zwei Begriffen oder Begriffsinhalten, wie es z. B. in *Venns* Diagrammen durch das Verhältnis zweier Kreise verdeutlicht werden kann. – Ebenso sieht die zweiteilige Analyse *den* Menschen nicht einfachhin als logisches Subjekt des Satzes „der Mensch ist ein Sinnenwesen“ an. Vielmehr weist sie darauf hin, daß das sprachliche Subjekt „der Mensch“ in mehrfacher Weise interpretiert werden kann: einmal demonstrativ im Sinne von „dieser Mensch da“, und dann haben wir einen singulären Satz vor uns, in dem ein bestimmter Mensch logisches Subjekt ist; zweitens universal im Sinne von „alle Menschen“, und dann handelt es sich um einen gewöhnlichen allgemeinen Satz, für den das oben Gesagte gilt; drittens kann man „der Mensch“ im platonischen Sinne als Namen für ein kaum zu rechtfertigendes Zwittergebilde zwischen singulär und universal ansehen, als Namen für einen quasisingulären Idealmenschen, in dem man das Allgemeine subsistieren läßt; schließlich wird der obige Satz noch so interpretiert, als werde eine Wesensaussage gemacht, die deshalb mehr besagt als der allgemeine Satz „alle Menschen sind Sinnenwesen“. Ein Vertreter der zweiteiligen Analyse kann dies zugeben, ohne seine Auffassung von dem prädikativen Charakter des Allgemeinen ändern zu müssen und ohne den Menschen als Aussagesubjekt ansehen zu müssen. Nach ihm wird in dem obigen Beispielsatz zwischen dem Menschsein und dem Sinnenwesen nur eine viel engere Beziehung ausgesagt als durch einen allgemeinen Satz. Darin liegt nach ihm die Bedeutung der Wesensaussage. Während der gewöhnliche allgemeine Satz „alle Menschen sind Sinnenwesen“ nur das *tatsächliche* Bedingensein der einen Form durch die andere zum Ausdruck bringt, spricht der Satz „der Mensch ist ein Sinnenwesen“ über eine *notwendige* Relation zwischen beiden Formen. Diese Tatsache kann man sogar in der Analyse dieses Satzes berücksichtigen. Man brauche ihn nur in der folgenden Weise aufzulösen: „für alle x (weil x Mensch ist, ist x Sinnenwesen)“ oder „für alle x (wenn x Mensch ist, ist x notwendig Sinnenwesen)“ oder „es ist notwendig daß: für alle x gilt (wenn x Mensch ist, ist x Sinnenwesen)“. Auch in diesem Fall behält also nach der zweiteiligen Analyse „Mensch“ seinen prädikativen Charakter (vgl. dazu das System der strikten Implikation von *C. L. Lewis* in: *Lewis – Langford*, *Symbolic Logic* [New York 1932]).

lich faßbaren allgemeinen Besonderheiten herauslöst und in prädikativen Phrasen wie „ist ein Mensch“, „ist sterblich“, „lebt“ zum Ausdruck bringt. Diese Phrasen darf man sich aber nicht als Namen für ein abstraktes Totum denken. Vielmehr soll durch ihre Verwendung jeder Anschein von Abgeschlossenheit und Selbständigkeit der ausgedrückten begrifflichen Inhalte vermieden werden. Auch kann die Gefahr einer zu statischen Auffassung dieser Inhalte beseitigt werden. Während die dreiteilige Analyse die Verben substantivieren mußte und dabei die sprachliche Dynamik der Verben unterdrückte, ist man in Verbindung mit der zweiteiligen Analyse eher geneigt, auch in den substantivisch oder adjektivisch formulierten Phrasen den verbalen Charakter zu sehen. In der dreiteiligen Analyse sagte man „Sokrates ist ein Lebender“, die moderne Analyse verwendet lieber die ursprünglichere Redeweise „Sokrates ist lebendig“ oder gar „Sokrates lebt“, in der das dynamische Moment besser zum Ausdruck kommt. Selbst ein Prädikat wie „ist ein Mensch“ wird von ihr eher als ein Ausdruck für den Vollzug des Menschseins angesehen und nicht so sehr als eine bloße Konstatierung, daß jemand ein Mensch ist. Neben der prädikativen Abstraktion behält in der zweiteiligen Analyse auch die Formalabstraktion eine wichtige, logische und sogar ontologische Bedeutung, worauf wir hier nicht näher eingehen können²³.

Ontologisch gesehen, wird in der zweiteiligen Analyse die scharfe Trennung bestätigt, zwischen den Einzeldingen, denen das Sein in erster Linie zukommt, und den Formen und Seinsprinzipien, die nur aufgrund der Einzeldinge existieren. Jeder Übergang zwischen diesen beiden Bereichen ist von vornherein ausgeschlossen. Aufgrund der in vielen Einzelwesen realisierten substantiellen oder akzidentellen Formen wird das (vorerst undifferenziert erfaßte) Individuum geistig begriffen, was man dann in einem Prädikat zum Ausdruck bringt. Prädizieren besagt somit ein geistiges Entfalten des sinnlich Erfassten und zugleich doch auch das Aufstellen einer Beziehung zwischen einem Ganzen (dem konkreten Individuum) und einem begrifflichen Teilaspekt desselben, der seinen ontologischen Grund in einer Form hat.

²³ Anzumerken ist jedoch, daß dieser Formalabstraktion in der modernen Logik ein explizit aufgestelltes Prinzip zugrunde liegt. Durch dieses wird der Übergang erlaubt z. B. von dem Prädikat „ist ein Mensch“ zu dem abstrakten Namen „das Menschsein“, der auch das logische Subjekt eines Satzes zum Ausdruck bringen kann. Die sprachlich leicht auszuführende Umwandlung vom Prädikat zum Subjekt hat nämlich nach der Auffassung der neuen Analyse logische und ontologische Voraussetzungen, die ausdrücklich festgelegt sein müssen. Hat man dieses Prinzip der Formalabstraktion einmal in die Logik eingeführt, dann läßt sich die zweiteilige Analyse an vielen Stellen in eine dreiteilige überführen. Jedoch bleiben wichtige Unterschiede im Verhältnis zur klassischen dreiteiligen Analyse. Wichtig ist auch, daß alle Gesetze der klassischen Logik sich ohne Berufung auf das Prinzip der Formalabstraktion und damit ohne die dreiteilige Analyse einer Aussage darstellen lassen.

Das Bezogensein dieser Formen auf das konkrete Individuum ist dabei ihr wesentliches Merkmal. Es ist durchaus nicht notwendig, daß jedem Prädikat eindeutig eine reale Form entspricht. Auf jeden Fall aber hat eine solche Form in bezug auf das konkrete Individuum einen qualitativen Charakter, da sie ein Wie-Beschaffensein des Individuums besagt. Das gilt auch für die sog. substantiellen Formen, was schon Aristoteles ganz richtig behauptete, als er die zweiten οὐσίαι als etwas Qualitatives beschrieb. Eine innere Stufung dieser prädikativen Begriffe oder auch der ihnen entsprechenden Formen aufgrund ihrer Beziehungen zueinander und zu den konkreten Individuen soll keineswegs abgestritten werden, und die Unterscheidung von substantiell und akzidentell, wesentlich und unwesentlich bleibt weiterhin gültig. Wichtig ist nur, daß die wesentlich abgeleitete und abhängige Existenzweise aller dieser Formen und ihr grundsätzlicher Unterschied zu allen konkreten Individuen erst in Verbindung mit der zweiseitigen Analyse richtig gewertet werden können.

Was die Deutung der *Aussagenstruktur* in der dreiteiligen Analyse angeht, so kann ich nur auf ein paar Theorien hinweisen. Da nach dieser Analyse alle Sätze die Grundstruktur „A ist B“ besitzen sollen und da die Subjekts- und Prädikatsbegriffe jeder Aussage als ziemlich eigenständige Größen aufgefaßt werden, stellt sich vor allem die Frage nach dem logischen Sinn des Wortes „ist“, also der Kopula. Denn zwei Begriffsworte wie „treu“ und „Mensch“ ergeben bei bloßer Vereinigung noch keinen Satz, sondern nur wieder ein (zusammengesetztes) Begriffswort, nämlich „treuer Mensch“. Daher muß in der Kopula „ist“, so schließt man, die eigentlich aussagestiftende Funktion zum Ausdruck kommen. Worin aber diese aussagestiftende Funktion näherhin besteht, wird ganz verschieden dargestellt. Die einen geben der Kopula, vielleicht angeregt durch mathematische Sätze wie „1 + 1 ist 2“, den Sinn von Identität. Andere meinen, daß durch sie dem Sachverhalt zwischen Subjekt und Prädikat Existenz zugeschrieben wird und daß sie deswegen ein Sein zum Ausdruck bringe. Wieder andere kommen zu der Auffassung, daß sich in der Kopula die Setzung, die Behauptung eines Sachverhaltes ausprägt im Gegensatz zur bloßen Vorstellung dieses Sachverhaltes, die in einem zusammengesetzten Begriffswort zum Ausdruck gebracht wird. Allen diesen Interpretationen liegt eine richtige Erkenntnis zugrunde, aber in Verbindung mit der zweiseitigen Analyse muß man doch erhebliche Einschränkungen machen.

Schon Frege hatte erkannt, daß das „ist“ in manchen Sätzen, z. B. in den mathematischen Gleichungen, eine Identität zum Ausdruck bringt. Das gilt aber keineswegs für alle Sätze. Außerdem ist das „ist“ in solchem Falle kein Ausdruck für eine eigentliche Kopula mehr, die

einen Subjektsbegriff mit einem Prädikatsbegriff in Verbindung bringt, sondern es ist Ausdruck für ein zweistelliges, vollwertiges Prädikat, während Subjekts- und Prädikatsnomen zusammen das logische Subjekt bezeichnen. Deshalb ist der Satz „die Venus ist der Morgenstern“ ohne Änderung des Sinnes in den Satz „die Venus und der Morgenstern sind dasselbe“ umformbar.

Die Vertreter der zweiteiligen Analyse können auch zugeben, daß in allen nichtsingulären Aussagen ein Sachverhalt beschrieben wird, sofern man unter Sachverhalt nicht einfach eine Beziehung zwischen zwei „Sachen“, also zwischen zwei in sich abgeschlossenen Gesamtheiten, versteht und meint, daß diesem Sachverhalt durch die Kopula Existenz zugeschrieben wird. Nach der zweiteiligen Analyse handelt es sich bei einem Sachverhalt um eine Beziehung zwischen zwei prädikativen Begriffen (bzw. deren Grundlage in der Wirklichkeit). Außerdem drückt das „ist“ in „jedes A ist B“ und „irgendein A ist B“ nach dieser Auffassung keineswegs das Sein des Sachverhaltes aus, sondern es gehört ganz zur zweiten prädikativen Phrase. Dies läßt sich aus dem folgenden Beispiel gut erkennen: Der Satz „jeder Mensch muß sterben“ geht nach der modernen Analyse über in „für jedes x (wenn x ein Mensch ist, dann muß x sterben)“. In dem ursprünglichen Satz kommt kein „ist“ vor, das Subjektswort „Mensch“ gehört nach der Umformung zu der bedingenden prädikativen Phrase, während der ganze Prädikatsausdruck „muß sterben“ zur bedingten prädikativen Phrase des Satzgefüges wird. Gegen den Einwand, daß einem Sachverhalt nach dieser Analyse kein Sein zugeschrieben wird und daß er sich nur auf der Ebene des Vorgestellten bewege, kann man antworten, daß einem solchen Sachverhalt ebensoviel oder ebensowenig Sein zugeschrieben wird wie jedem anderen Sachverhalt, der in einem konditionalen Gefüge zum Ausdruck kommt, z. B. in dem Satz „wenn Sokrates ein Mensch ist, dann ist er sterblich“. Ähnliches läßt sich auch gegenüber manchen Vertretern der dreiteiligen Analyse sagen, die der Kopula eine große Bedeutung zuschreiben, da nur sie allein die Form der Aussage beinhaltet, während Subjekt und Prädikat zusammen nur die Materie einer Aussage sind und über den Bereich des Begrifflichen nicht hinauskommen. Diese These stützt sich nämlich auf die Voraussetzung, daß Subjektsnomen und Prädikatsausdruck Namen für in sich abgeschlossene Einheiten sind, was die zweiteilige Analyse gerade in Frage stellt.

Es bleibt also nur das Problem der Interpretation der Kopula in den singulären Sätzen. Auch für diesen Bereich könnten manche Vertreter der dreiteiligen Analyse Einwände gegen die zweiteilige Analyse erheben. Sie könnten davon ausgehen, daß die Wahrheit eines Urteils die Gleichförmigkeit des Urteils mit dem Sachverhalt fordert und daß

folglich den drei realen Gegebenheiten in einer Sache, nämlich ihrer Individualität, ihrem allgemeinen Wesen und ihrem Sein, auch im Urteil drei Elemente entsprechen müssen. Wenn man nun das Individuum im Subjekt, das allgemeine Wesen im Prädikat wiederfindet, dann müßte gerade in der Kopula das Sein selbst ausgedrückt werden. So wie der dinglichen Synthese von Individuum und allgemeinem Wesen die einfache Zusammensetzung von Subjekt und Prädikatsnomen entspricht, so soll der veritativen oder urteilenden Synthese die Verbindung von Subjekt und Prädikatsnomen durch die Kopula entsprechen. Auch ein Vertreter der zweiteiligen Analyse könnte dieses Argument weitgehend akzeptieren. Nur wird er einwenden, daß das isolierte Prädikatsnomen das allgemeine Wesen eben nicht entsprechend zum Ausdruck bringt, da dieses wesentlich nicht etwas Selbständiges, sondern etwas Bezogenes ist. Nur im ganzen Prädikatsausdruck, d. h. in der Gesamtheit aus Prädikatsnomen und Kopulaausdruck, findet man die Entsprechung zum allgemeinen Wesen oder zu allgemeinen Beschaffenheiten eines Dings. Wären die Begriffe wirklich abgeschlossene Größen, dann könnte durch die Verbindung zweier Begriffe nur wieder etwas Begriffliches entstehen, und man brauchte ein Drittes, die Kopula, um aus ihnen eine Aussage zu bilden. Sobald man aber das ganze Prädikat eines Satzes als Ausdruck für eine ungesättigte begriffliche Aussagefunktion und das singuläre Subjekt als Ausdruck für ein in sich abgeschlossenes Argument der Aussagefunktion betrachtet, dann kommt man schon durch die Verbindung dieser beiden Elemente bis zu einer neuen überbegrifflichen Einheit, nämlich zu einer Aussage. Wie konkretes Individuum und begriffliches Wesen auf zwei ganz verschiedenen Seinsebenen liegen, so gehören auch logisches Subjekt und logisches Prädikat einer Aussage zwei ganz verschiedenen Dimensionen an und können schon in einer einfachen Zuordnung etwas Neues und Andersartiges ergeben. Jedoch muß man sich hüten, eine so entstehende Aussage sofort einem Urteil gleichzusetzen. Aussagen bringen zwar eine Beziehung zwischen Individuum und allgemeiner Wesenheit zum Ausdruck, aber sie haben nicht die Absicht, diese Beziehung als real und wahr hinzustellen. Daher behält die Urteilssynthese auch in der dreiteiligen Analyse ihre logische Bedeutung, obwohl sie nicht mehr in der Kopula ihren Ausdruck findet. Was eine Aussage zum Urteil macht, wird deutlich, wenn wir den Satz „ich liebe dich“ in zwei verschiedenen Situationen betrachten. Einmal soll er von einem Schauspieler auf der Bühne gesagt werden, das andere Mal von einem verliebten Menschen. Grammatikalisch ist es derselbe Satz, er bringt den gleichen Inhalt zum Ausdruck, und doch ist er im ersten Falle nicht als ein Urteil aufzufassen. Erst wenn z. B. ein junger Mann in einem zärtlichen Zwiegespräch einem Mäd-

chen gegenüber so spricht, können wir vernünftigerweise die Frage stellen, ob dies wahr sei, ob bei ihm wirklich Liebe zu ihr vorhanden sei. Die jeweilige Situation, in der ein Satz geäußert wird, z. B. ob er in einem Märchen vorkommt oder in einem wissenschaftlichen Lehrbuch steht, gibt uns die Möglichkeit, bloße Aussagen von Urteilen zu unterscheiden. Die Kopula allein macht aus den Aussagen eines Märchens noch keine Urteile, und folglich kann man der Kopula nicht eine urteilsbegründende Funktion zuschreiben. Wie Einzelding, Wesen und Sein zu drei ganz verschiedenen Bereichen gehören, so entfalten sich auch die drei geistigen Tätigkeiten, welche diesen drei Bereichen entsprechen, nämlich das Nennen, das Aussagen und das Urteilen, in drei wesentlich verschiedenen Dimensionen. So wird das Einzelding durch den singulären Subjektsausdruck benannt, der vollständige Prädikatsausdruck sagt Wesen und Eigenschaften von ihm aus, und die gesamte Aussage wird ihrerseits auf dem Hintergrund des Seins beurteilt. Das Urteilen selbst ist aber aus der sprachlichen Formulierung der Aussage nicht zu erschließen, sondern nur aus der jeweiligen Situation, in der sich ein einzelner aussagender Akt oder dessen sprachlicher Niederschlag befindet. Dies wird noch verständlicher, wenn man bedenkt, daß das Beurteilen des Inhaltes einer Aussage sich nicht selbst im Inhalt der Aussage niederschlagen kann. Die Unterscheidung von Urteilen und Aussagen macht es auch begreiflich, wie einige Wissenschaften, z. B. die Mathematik und Logik, ganze hypothetisch-deduktive Aussagensysteme auf ihre logischen Eigenschaften und Beziehungen hin zu untersuchen vermögen, ohne voraussetzen zu müssen, daß auch nur eine dieser untersuchten Aussagen tatsächlich wahr ist. Aus dem Gesagten ergibt sich somit, daß die dreistufige Grundstruktur des Urteils auch von Vertretern der zweiteiligen Analyse angenommen werden kann, sofern man nur einige Akzente anders setzt.

Abschließend kann man also sagen, daß die Befürchtungen gegenüber der modernen Form der Sprachanalyse unbegründet sind. Die philosophischen Theorien hinsichtlich der konkreten Einzeldinge, der abstrakten Wesenheiten und der Struktur eines Urteils bzw. einer Aussage, welche eng mit dem aristotelischen Realismus zusammenhängen, werden durch die zweiteilige Analyse nicht nur nicht in Frage gestellt, sondern sie werden sogar noch besser bestätigt als in Verbindung mit der aristotelischen Sprachanalyse. Deshalb lohnt sich gerade für realistische Philosophen eine Beschäftigung mit den neuen Erkenntnissen und Problemen der modernen Logik und Sprachanalyse.